



**Franco Battel**  
**Die Bombardierung**

**Schaffhausen 1944 – Erinnerungen,  
Bilder, Dokumente**

Verlag am Platz

## Das Buch

Im Frühjahr 1944 tobte über Deutschland der Luftkrieg. Schaffhausen wurde beinahe täglich von amerikanischen Maschinen überflogen. Da nie Aussergewöhnliches vorgefallen war, trafen die Bomben des 1. April eine Bevölkerung, welche die schweren Flugzeuge mehr als Attraktion denn als Gefahr wahrzunehmen gewohnt war. Viele öffneten die Fenster oder stiegen auf Dächer, um das Vorbeifliegen besser beobachten zu können. Am blauen, lediglich von einigen Wolkenfetzen bewegten Himmel waren die plötzlich ausgeklinkten Bomben gut zu erkennen. Für viele blieb keine Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

## Der Autor

Franco Battel, geboren 1966. Schulen bis zur Matura in Schaffhausen. Ab 1986 Studium der Geschichte in Zürich. Zwischen 1989 und 1990 redaktioneller Mitarbeiter verschiedener Lokalzeitungen. 1991 Stipendiat der italienischen Regierung in Rom. Abschluss des Studiums 1993 mit der Lizentiatsarbeit «Flüchtlinge in Schaffhausen 1933-1945».

ISBN 3 908 609 05 4

Verlag am Platz

1. Auflage, März 1994  
Copyright by Verlag am Platz,  
8200 Schaffhausen

ISBN 3 908 609 05 4

Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrages  
und der Übertragung  
durch Radio und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Umschlaggestaltung:  
Hajnoczky & Husmann  
Atelier für visuelle Gestaltung  
Winterthur

Satz und Druck:  
Unionsdruckerei AG  
Schaffhausen

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

# Inhalt

Vorwort .....	6
Einleitung .....	9
Erinnerungen .....	15
<i>Hans Langhart</i> .....	16
<i>Hans Bader</i> .....	24
<i>Henri Eberlin</i> .....	36
<i>Edgar Meier</i> .....	43
<i>Hans Harder</i> .....	48
Bilder.....	55
Dokumente .....	75
<i>Ereignis</i> .....	76
<i>Reaktionen</i> .....	126
<i>Fürsorge</i> .....	132
<i>Entschädigung</i> .....	143
<i>Wiederaufbau</i> .....	153

## Vorwort

1944 ist als Jahr der Befreiungen in die Geschichtsbücher eingegangen. Zwei Monate bevor die alliierten Truppen zur erlösenden Landung in der Normandie ansetzten, schlug der Zweite Weltkrieg allerdings auch in Schaffhausen noch äusserst schmerzhaft Wunden. Die zirka 40 Sekunden dauernde Bombardierung der Stadt am klaren Frühlingmorgen des 1. April 1944 hatte verheerende Wirkung: 40 Todesopfer, 270 Verletzte, Zerstörung bedeutender Kunstwerke, 40 Millionen Franken Schaden. Bewegende Berichte und aufwühlende Bilder dokumentieren Schrecken und Trauer jener Tage.

Vergleichbar etwa mit der Erinnerung an den «Caravelle»-Absturz vom September 1963 im aargauischen Dürrenäsch oder an die im August 1965 beim Kraftwerkbau im Wallis in Mattmark zerstörerisch niedergestürzte Eislawine ist auch die Erinnerung an das Bombardement Schaffhausens bis heute landesweit wach geblieben. Die Motive des Bombenabwurfes konnten nie zweifelsfrei geklärt werden: War es ein Irrtum, weil die Piloten der Liberator-Bomber das rechtsrheinische Gebiet für deutsches Territorium hielten? Wurden die amerikanischen Staffeln angegriffen und warfen deshalb Ballast ab? War der Angriff als Aktion gegen Industriebetriebe gedacht?

Bald 50 Jahre nach der «Stunde Null» in Europa stellt sich heute allerdings drängender die Frage, ob sich denn durch die Erfahrungen mit dem Inferno der 40er Jahre auf breiter Basis Einsichten ergeben und Verhaltensweisen geändert hätten. Das Ergebnis solchen Nachfragens fällt ernüchternd aus. Der aus den Trümmern emporgestiegene Ruf «Nie wieder Krieg!» ist zwischenzeitlich hundertfach zum Verstummen gebracht worden. Nationalismus, Rassismus, Macht- und Gebietsansprüche haben – angereichert durch manipulierte Information – immer wieder neu zu mobilisieren vermocht. Kuba, die Tragödie in Vietnam, die Niederwalzung von Aufständen in Osteuropa, die «Blitzkriege» und der Terror im Nahen Osten, Befreiungskämpfe und Stammesfehden in Afrika, Putsch auf Putsch in süd- und zentral-

amerikanischen Staaten, das Massaker von Peking, die Bomben auf Bagdad und jetzt der unerträgliche Krieg im ehemaligen Jugoslawien stehen – als höchst unvollständige Stichworte – für permanente Gewaltanwendung.

Auch ein halbes Jahrhundert nach der Bombardierung von Schaffhausen spielen in aller Welt die alten Mechanismen und Reflexe. Nur ist inzwischen das Zerstörungspotential noch grösser geworden und scheint – vor allem im Zusammenhang mit dem Zerfall der Sowjetunion – vielerorts unter extrem labiler Kontrolle. In immer gravierenderer Ausprägung zeigen sich zudem die Folgen der fortschreitenden Umweltzerstörung. Luftverschmutzung, Sturmschäden und Überschwemmungskatastrophen gehören zum Alltag – frei Haus geliefert durch die Medien. Bleibt uns in dieser «Weltunordnung» nur noch die Wahl zwischen Voyeurismus, Verdrängung und dumpfer Resignation? Wer ohne Hoffnung wäre, bliebe nicht lebensfähig. Hoffnung aber kann sich nur erfüllen durch Teilnahme, Toleranz, Solidarität und konfliktverminderndes Streben nach Gerechtigkeit. Diese Verpflichtungen sind uns, auch aus der Erinnerung an den 1. April 1944, lebenslang aufgetragen.

Schaffhausen, Februar 1994  
Max Hess, Stadtpräsident

## Dank

Es ist nicht selbstverständlich, dass Opfer eines tragischen Ereignisses offen und freimütig über ihre Erlebnisse berichten. Die Bereitschaft von Zeitzeugen wie Hans Bader, Henri Eberlin, Hans Langhart, Hans Harder und Dr. Edgar Meier, ihre Erinnerungen an die Bombardierung zu veröffentlichen, trägt in einem wichtigen Bereich zur Quellensicherung bei.

Dr. Hans-Ulrich Wipf gewährte trotz der Umbauarbeiten am Schaffhauser Stadtarchiv die Einsichtnahme in die entsprechenden Dokumente. Dr. Gerard Seiterle und das Personal vom Museum zu Allerheiligen, Dr. Hans Lieb und Erika Seeger vom Staatsarchiv Schaffhausen, Karl Baumann vom Fotodienst der Schaffhauser Stadtpolizei und Rolf Wessendorf ermöglichten den Zugang zu Dokumenten und Fotomaterial.

Christoph Schlatter und Dr. Roland E. Hofer unterstützten mich mit Rat und Tat. Ihnen und allen, auf deren Hilfe ich zählen konnte, sei herzlich gedankt.

Danken möchte ich auch dem Regierungsrat des Kantons Schaffhausen, dem Stadtrat von Schaffhausen, der Schaffhauser Kantonalbank, der Ersparniskasse Schaffhausen und der Georg Fischer AG, die mit ihren Beiträgen an die Druckkosten die Herausgabe» des Buches mit ermöglicht haben.

Franco Battel

## Einleitung

Über die Bombardierung Schaffhausens existierten bisher zwei grössere Dokumentationen,<sup>1</sup> die beide kurz nach dem Ereignis erschienen und längst vergriffen sind. Seither sind fünfzig Jahre verstrichen, und es sind keine weiteren umfassenden Publikationen dazugekommen. Dieser mangelnden Aufarbeitung steht das nach wie vor grosse Interesse am damaligen Geschehen gegenüber.

Mittlerweile weiss nur noch eine Minderheit der Stadtbewohnerinnen und Stadtbewohner aus eigener Erfahrung über jenen Tag zu berichten. Diese mündlichen Quellen sind spannend und – der Natur des Menschen entsprechend – zugleich vergänglich. Die Hauptaufgabe einer heute erscheinenden Publikation zur Bombardierung muss es daher sein, diese mündlichen Quellen zu sichern und über das einzelne Menschenleben hinaus zu erhalten. Aus diesem Grund kommen im vorliegenden Buch verschiedene Zeitzeugen zu Wort, deren Erinnerungen noch nicht in schriftlicher und edierter Form vorliegen.<sup>1 2</sup> Damit werden Aussagen von Menschen gesichert, deren Geschichte – aus welchen Gründen auch immer – gemeinhin als nicht erhaltenswürdig gilt. Im Zentrum dieser Erinnerungen steht das unmittelbare Betroffensein, das sich u.a. darin äussert, dass die ausgewählten Personen im Gegensatz zu den meisten übrigen Augenzeugen über längere Zeit und teilweise noch heute von den Folgen der Bombardierung betroffen waren oder sind.

Wenn es nur noch wenige Augenzeugen der Bombardierung gibt und nur noch wenige genau wissen, was sich an jenem 1. April zugetragen hat, müssen die damaligen Ereignisse ausführlich dargestellt werden. Aus diesem Grund enthält das Buch einen umfangreichen Dokumente-Teil, der vorwiegend aus Texten besteht, die kurz nach der Bombardierung veröffentlicht wurden und heute lediglich noch verstreut greifbar sind. Besonders bemerkens-

---

1) Walter, Armin, Die Bombardierung Schaffhausens, Dokumente und Tatsachen, Schaffhausen 1944.

Die Bombardierung der Stadt Schaffhausen am 1. April 1944, Dokumentarische Darstellung, hrsg. vom Stadtrat Schaffhausen, Schaffhausen 1945.

2) Brigitte Schoch und Peter Vogelsanger beschrieben ihre Erinnerungen an die Bombardierung in autobiografischen Texten, von denen Auszüge in den Dokumente-Teil aufgenommen wurden.



wert ist der von Stadtpräsident Walther Bringolf verfasste Bericht, der noch immer als die genaueste und umfassendste Darstellung gelten kann. Es folgen weitere Texte zum Ereignis, zu den Reaktionen, den einsetzenden Fürsorgemassnahmen, zur Entschädigungsfrage und schliesslich zum Wiederaufbau.

Die Bombardierung Schaffhausens lässt sich wie kaum ein anderes Ereignis der Stadtgeschichte durch Bilder dokumentieren. Der ausführliche Foto-Teil umfasst eine Anzahl noch nie publizierter Aufnahmen.

Aus verschiedenen Gründen war es nicht möglich, nebst den in Schaffhausen vorhandenen Dokumenten weiteres Material für die dem Buch zugrundeliegenden Recherchen heranzuziehen. Die schriftlichen Quellen liegen in schweizerischen, deutschen und amerikanischen Archiven verstreut und sind bisher noch nie einer eingehenden Auswertung unterzogen worden. Fraglich bleibt, ob dafür ein grosser Aufwand überhaupt gerechtfertigt wäre, wenn man bedenkt, dass Schaffhausen – gemessen an den Dimensionen des europäischen Luftkrieges – ein Nebenschauplatz war.

Was das Ereignis trotzdem immer wieder zum interessierenden Thema macht, ist die Tatsache, dass es sich um die schwerste je erfolgte Bombardierung einer Schweizer Stadt handelt. Hier wird im lokalen Rahmen die Brutalität des Krieges, die die Schweizerinnen und Schweizer sonst verschonte, konkret fassbar. Diese brach völlig unerwartet über die Zeitgenossen der Bombardierung herein und kratzte am lieb gewordenen Bild, wonach die Schweiz eine Insel des Friedens inmitten des vom Krieg verwüsteten Europa sei.

In diesem Zusammenhang stellt sich die schwer zu beantwortende Frage, ob und in welcher Weise Gewalt generell – und ganz besonders Kriegsgewalt – dargestellt werden soll. Es bleibt offen, ob durch die Darstellung des Schicksals von Kriegsopfern lediglich der Hunger nach Sensationen gestillt oder ob zur Achtung gewalttätigen Handelns beigetragen wird.

In Schaffhausen spricht man noch heute von «der Bombardierung», und ohne weitere Erklärungen ist klar, wovon die Rede ist: Im Frühjahr 1944 tobte über Deutschland der Luftkrieg mit sich steigernder Intensität. Die schweren Angriffe auf Hamburg,

denen beinahe 50'000 Menschen zum Opfer fielen, lagen schon mehrere Monate zurück. Obschon vorab die deutschen Grossstädte mit ihren Industrieanlagen und Verkehrsknotenpunkten betroffen waren, hatte auch die süddeutsche Nachbarschaft mit ihrer geringeren Bevölkerungsdichte und Industrialisierung zunehmende Angriffe zu erleiden. Bis zum 1. April 1944 blieb der als Zipfel in den süddeutschen Raum hineinragende Kanton Schaffhausen – abgesehen von den zahlreichen Überfliegungen – unbehelligt. Daher trafen die über Schaffhausen abgeworfenen Bomben eine Bevölkerung, welche die schweren Flugzeuge mit ihrer todbringenden Ladung mehr als Attraktion denn als Gefahr wahrzunehmen gewohnt war.

Wenig bekannt ist, dass den 40 Toten, den zahlreichen Schwerverletzten und den massiven Sachschäden in der Stadt Schaffhausen weitere Opfer folgen sollten. Das Gebiet des Kantons wurde erneut am 25. Dezember 1944 (*Thayngen*), am 20. Februar 1945 (*Oberwiesen und Wunderklingen*), am 22. Februar 1945 (*Stein am Rhein, Neuhausen, Lohn, Beringen*), am 28. Februar 1945 (*Altdorf*) und am 17. April 1945 (*erneut Altdorf*) getroffen. Beim schwersten dieser Angriffe, jenem vom 22. Februar 1945 auf Stein am Rhein, kamen neun Menschen ums Leben.

Um einer eventuellen Enttäuschung der Leserschaft vorzubeugen, sei hier eines vorweggenommen: Auf die Frage, ob Schaffhausen absichtlich oder irrtümlicherweise bombardiert worden sei, kann auch in diesem Buch keine abschliessende Antwort gegeben werden. Es ist zweifelhaft, ob überhaupt Quellen existieren, welche diese Frage eindeutig zu klären vermögen.

Verschiedene Gründe sprechen für die Annahme, dass die amerikanischen Flugzeuge mit der Typenbezeichnung «Liberator» (*Befreier*) ihre Last irrtümlicherweise über Schaffhausen abwarfen. Demnach wären die in drei Staffeln fliegenden Bomber wegen verschiedener misslicher Umstände<sup>3</sup> weit nach Süddeutschland und

---

3) In diesem Zusammenhang werden immer wieder angeführt: Schlechte Sicht wegen der mancherorts äusserst starken Bewölkung, ungünstige Windverhältnisse und ein angeblich defektes Radargerät. Dass der Kommandant der Abteilung kurz nach dem Start abgeschossen wurde, führte wahrscheinlich zu weiteren Schwierigkeiten (vgl. zu diesen Angaben McBride, Charles C.» *Mission Failure and Survival, Yuma Manhattan 1989, 97ff*).

schliesslich in die Nordostschweiz abgetrieben worden bzw. hätten sich in diese Gegend verirrt. Anscheinend wurde sich die Formation über ihre Position erst bewusst, als sie den Bodensee bereits hinter sich gelassen hatte und sich über Schweizer Gebiet befand. Auf jeden Fall änderten die Bomber ihren Kurs erst in der Gegend von Wil (Kanton St. Gallen), indem sie kehrten um und in nordwestlicher Richtung auf Schaffhausen zufliegen. Es ist zu vermuten, dass die Besatzung unter diesen Umständen möglichst unverzüglich zur in Südengland gelegenen Basis zurückkehren wollte. Damit der Treibstoff für den Rückflug ausreichte bzw. damit die Formation an Beweglichkeit gewann, musste so schnell wie möglich Ballast – d.h. die Bombenladung – abgeworfen werden. Aus verschiedenen Quellen geht hervor, dass die amerikanischen Flugzeuge in diesem kritischen Augenblick von einer deutschen Jagdmaschine angegriffen wurden. Als in dieser Situation Schaffhausen als erste grössere Ortschaft jenseits des Rheins sichtbar wurde (*über Schaffhausen war im Gegensatz zu den weiter südlich gelegenen Gebieten der Himmel wolkenlos*), liessen die beiden letzten Staffeln ihre Bombenlast fallen. Zumindest die Besatzungen dieser Staffeln hätten demnach nicht gewusst, dass sich ihre Flugzeuge noch immer über Schweizer Gebiet befanden. Diese Annahme kann aufgrund der hier geschilderten Verhältnisse als einleuchtend bezeichnet werden. Quellen allerdings, die jeden Zweifel ausräumen könnten, fehlen und sind womöglich auch gar nicht ausfindig zu machen.

Daneben fand die Interpretation, die Bombardierung sei keineswegs zufällig erfolgt, sondern habe als Denkmittel an die das Deutsche Reich mit Waffen, Devisen und sonstigen Gütern versorgende Schweiz zu gelten, zunehmend Unterstützung.<sup>4 5</sup> Auch diese Interpretation beruht lediglich auf Vermutungen und zeugt vom schlechten Gewissen, das durch die zunehmend kritische

---

4) Die Berichterstattung der Zensurbestimmungen unterworfenen Schweizer Presse ging ohne Ausnahme von der Irrtümlichkeit der Bombardierung aus. Einzig der in Bern erscheinende *Bund* und die *Gazette de Lausanne* (Ausgaben vom 3. April 1944) zweifelten an den Darstellungen derjenigen amerikanischen Stellen, welche die Bombardierung auf die angeblich über Schaffhausen vorhandene Bewölkung (zurzeit der Bombardierung war der Himmel über Schaffhausen wolkenlos) zurückführten. Zweifel an der Annahme, die Bombardierung sei irrtümlich erfolgt, wurden in der Schweiz erst Jahre nach dem Ende des Krieges öffentlich geäussert.

5) Trotzdem wäre es naiv, zweimal in gleicher Weise gemachte Aussagen einfach mit «der Wahrheit» gleichzusetzen.

Sichtweise der schweizerischen Politik während des Zweiten Weltkriegs immer weiter genährt wurde.

Es ist auch denkbar, dass Elemente aus beiden Interpretationen eine Rolle spielten: So könnten die ungünstigen Rahmenbedingungen des Fluges zusammen mit Ressentiments von Mitgliedern der Besatzung gegenüber der Schweiz dazu geführt haben, dass der Navigation nicht genügend Beachtung geschenkt wurde.

Wenn das vorliegende Buch für sich in Anspruch nehmen darf, einen Beitrag zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Themas geleistet zu haben, dann durch die Sicherung der Erinnerungen von Zeitzeugen. Bei der Suche nach solchen Personen war es beinahe unmöglich, anders als nach dem Zufallsprinzip vorzugehen. Dies führte zu einer Auswahl, die ohne jeden Zweifel nicht als repräsentativ bezeichnet werden kann.

Für die Aufnahme und Niederschrift der Erinnerungen ging ich folgendermassen vor: Ein erstes Treffen, bei welchem ich neben dem Notizblock keine weiteren Hilfsmittel verwendete, diente dem gegenseitigen Kennenlernen. Erst beim zweiten Treffen lief dann jeweils das Aufnahmegerät. Dadurch wurde es u.a. möglich, die Aussagen des ersten mit denen des zweiten Gespräches zu vergleichen und gegebenenfalls auf Widersprüche hinzuweisen.<sup>5</sup>

Da Standardisierungsversuche – etwa in der Form von festgefügten Frageblöcken oder gar Fragebogen – wegen der Verschiedenartigkeit der Gesprächspartner und ihrer Erlebnisse ohnehin gescheitert wären, wurde dem Redefluss weitestgehend freier Lauf gelassen. Das Thema selber und die Bitte, möglichst chronologisch vorzugehen, brachten meist genügend Struktur und Übersicht in die Erzählung. Abschliessend stellte ich jeweils die Frage, ob die Bombardierung zufällig oder absichtlich erfolgt sei.

Die Niederschrift ab Band, die mit der Übersetzung in die schriftdeutsche Sprache verbunden war, führte zu verschiedenen Veränderungen. Aus diesem Grund erhielten die Gesprächspartner die Möglichkeit, den Text vor dem Druck nochmals mit den notwendigen Änderungen zu versehen.

# ERINNERUNGEN

**Hans Langhart: Als fielen Tannenbäumchen vom Himmel.** Hans Langhart war zur Zeit der Bombardierung ein vierzehnjähriger Schüler. Er lebte mit vier Geschwistern an der Safrangasse, wo sein Vater eine Bäckerei führte. Hans spielte an jenem Morgen auf dem Münsterplatz mit seinen Kollegen Fussball. Durch Bombensplitter wurde er schwer verletzt, und im Spital musste ihm das rechte Bein oberhalb des Knies abgenommen werden. Hans Langhart lebt heute in Wil (ZH), ist verheiratet und arbeitet als Buchhalter.

«Viele lebensnotwendige Güter waren damals knapp und rationiert. Der Kohlemangel führte beispielsweise dazu, dass die Realschule am Bach geschlossen wurde. Mädchen und Knaben mussten ins Gega-Schulhaus – die Mädchen am Morgen und die Knaben am Mittag oder umgekehrt. Auf diese Weise sparte man Kohlen, da nur ein Schulhaus geheizt werden musste. Für uns Schüler bedeutete dies natürlich, dass verschiedene Stunden ausfielen und wir mehr Freizeit hatten.

So kam es, dass ich an jenem Samstagmorgen keine Schule hatte. Dies hiess für mich aber zuerst einmal, dass ich für meinen Vater, der an der Safrangasse eine Bäckerei führte, Brot austragen musste. Mit einer Krätze machte ich mich jeweils auf den Weg und bediente die Kundschaft in der Altstadt, in den Aussenquartieren und bis nach Feuerthalen. An jenem Samstagmorgen

war ich mit der Arbeit früh fertig und hatte Gelegenheit, mit meinen Kollegen auf dem Münsterplatz Fussball zu spielen. Das war damals noch gut möglich, denn der Verkehr war – zumal während der Kriegszeit – spärlich. Gelegentlich war ein Auto mit Holzkohlevergaser zu sehen.

Plötzlich heulten die Sirenen. Ich überlegte mir, ob ich nach Hause rennen sollte, da mein Vater streng darauf achtete, dass wir bei Fliegeralarm – auch mitten in der Nacht – den mit Holzstämmen abgestützten Luftschuttkeller aufsuchten. Ich ärgerte mich oft darüber, dass man bei Fliegeralarm trotz des schönen Wetters stundenlang in dem dunklen Keller hocken musste und nicht Fussball spielen konnte.

Wegen der Häufigkeit der Überfliegungen und da bisher noch nie Bomben abgeworfen worden waren, hatten sich viele derart an die Alarme gewöhnt, dass die Strassen belebt blieben und sich sogar noch Schaulustige ins Freie begaben.

Ich war unsicher, ob ich jetzt mit den anderen Kindern weiter Fussball spielen oder doch nach Hause eilen sollte. Ich überlegte, dass ich Vater sagen könnte, ich hätte einen Luftschuttkeller beim Münsterplatz aufgesucht. Als das erste Flugzeuggeschwader sichtbar und das Brummen der Motoren immer lauter wurde, habe ich mich einige Meter von meinen spielenden Kameraden wegbewegt und hielt schliesslich vor dem «Thiergarten», von wo ich die Flugzeuge weit oben am stahlblauen Himmel sehen konnte. Es waren mehrere in Keilformation fliegende Staffeln.

Dann klinkten sie die Bomben aus. Für meine kindlichen Augen sah es einen Augenblick lang aus, als fielen Tannenbäumchen vom Himmel. Jemand rief: «Jetzt lönds ghäie!», und ich hörte ein ungeheuerliches Krachen. Aus Erzählungen wusste ich, dass man sich in solchen Situationen auf den Boden werfen musste, und hielt mir mit den Händen schützend den Kopf. Erst als ich wieder aufstehen wollte, um nach Hause zu rennen, merkte ich, dass ich dies nicht mehr konnte. Ich sah, dass mein rechtes Bein halb weg war. Da hingen nur noch Muskelfetzen. Ich hüpfte in den nahen Schneidergang und setzte mich auf einen Treppenabsatz. Von der Verletzung spürte ich anfänglich nichts und hatte keinerlei Schmerzen. Ich rief um Hilfe. Niemand hielt an. Jemand rief: «Si lönd no meh ghäie!» Offiziere, Soldaten und andere rannten an

mir vorbei und brachten sich in Sicherheit. Ich mache diesen Menschen keinen Vorwurf, ihr Verhalten ist verständlich.

Erst nach einiger Zeit sah ich den mir bekannten Malermeister Alois Ebner daherkommen. Er hielt an und nahm mich auf den Arm. Zusammen mit einer mir unbekanntem Frau trug er mich durch den Schneidergang und über die Vordergasse in die Praxis von Dr. Lämmli am Kirchhofplatz. Von dort wurde ich mit einem vom Arzt unverzüglich bestellten Krankenwagen ins alte Spital an der Hintersteig (beim heutigen Gewerbeschulhaus) transportiert und war einer der ersten Verwundeten, welche dort überhaupt ankamen. Die Ärzte sprachen von einer offenen Unterschenkel-fraktur und liessen mich sofort wieder liegen, da sie sich zuerst um jene kümmern mussten, die noch schlimmer dran waren. Ich glaube, sie gaben mir Mittel, damit ich die Schmerzen nicht spürte. Der Bruch wurde gerichtet und in einem Gipsverband ruhiggestellt. Weitere Verletzungen am linken Knie und im Gesicht, die wohl ebenfalls durch splitterndes Material verursacht wurden, kamen nun zur Behandlung.

Am vierten Tag stellten die behandelnden Ärzte den Gasbrand fest. Dieser entsteht oft bei Verletzungen, die auf die Einwirkung von Brandbomben zurückgehen. Ich habe mich gefragt, warum sie dies nicht vorher beachtet hatten. Aber ich weiss ja auch nicht, was dann passiert wäre. Dr. Billeter, Chefarzt der chirurgischen Abteilung am Kantonsspital, entschied in dieser Situation, das Bein oberhalb des Knies, im Oberschenkel, abzunehmen, um eine Ausweitung des Brandes zu verhindern. Er kam zu mir und sagte, man müsse amputieren, sonst sei es vorbei mit mir. Für mich als vierzehnjähriger Bub war klar, dass ich weiterleben wollte. Ich wurde derart ungeduldig, dass ich mich verschiedentlich erkundigte, ob sie mir das Bein bald abnehmen würden.

Anfänglich kam prominenter Besuch, etwa die Bundesräte Nobs und Kobelt. Lebhaft erinnern kann ich mich auch an die Visite von General Guisan und Stadtpräsident Bringolf. Ich kannte nicht alle, die damals an mein Krankenbett traten und mir die Hand schüttelten. Viele sagten, dass sie immer für mich da sein würden. Ich habe etliche solcher Phrasen gehört. Schöne Worte



sind bei einem schlimmen Ereignis schnell gesagt und später, wenn man dann wirklich Hilfe braucht, ist alles vergessen. Mir ist es oft so vorgekommen.

Langsam merkte ich, dass es nicht mehr wie vorher war. Besonders die Phantomschmerzen belasteten mich. Diese spüre ich auch heute noch, beispielsweise bei einem Wetterwechsel. Dann habe ich das Gefühl, ich könne mich am grossen Zehen kratzen oder könne das Knie bewegen, dabei ist da ja nichts mehr. Das sind Regungen, die machen dich halb wahnsinnig.

Angst hatte ich, wenn es Fliegeralarm gab und das unheimliche Brummen der schweren Maschinen zu vernehmen war. Für einen hilflosen Verletzten waren das schlimme Augenblicke. Ich lag zitternd unter der Bettdecke. Als sie Friedrichshafen am Bodensee bombardierten, spürte man dies bis nach Schaffhausen. Einmal sah ich in der Nacht durchs Fenster ein getroffenes Flugzeug, das lichterloh brannte und in hellem Schein durch die Dunkelheit flog.

Ich musste lernen, an Krücken zu gehen. Es waren noch die alten, welche man unter die Achseln klemmte. Therapien oder Kuren zur Rehabilitation wie heute gab es nicht. Mir wurden die Krücken in die Hände gedrückt, und die Krankenschwester stand noch fünf Minuten daneben, als ich mühsam die ersten Versuche unternahm. Ich habe das Gehen an Krücken bald gelernt. Ich war kräftig genug. Erst später wurde mir eine Prothese angepasst, welche es mir erlaubt, ohne Krücken zu gehen.

Einmal holte mich mein Vater mit einem Taxi ab und zeigte mir die Schäden, die durch die Bombardierung entstanden waren. Ich hatte davon ja nur wenig mitbekommen.

Als ich nach etwa zehn Wochen endlich aus dem Spital kam, musste ich zuerst in die «Rhy-Badi». Ich bin ein begeisterter Wassersportler und hatte schon vor der Bombardierung im Jugendschwimmclub mitgemacht. Mit dem Leiter zusammen versuchte ich, im Rhein einige Meter zurückzulegen, obwohl mein Oberschenkel noch immer dick eingebunden war. Dann schwamm ich das «Mannehägli» hinunter und sah, dass es ging. Der Wassersport war das einzige, was ich noch machen konnte, ohne ständig im Nachteil zu sein.

Trotzdem gab es auch hier Probleme. Einmal versteckte ich mich beinahe eine Stunde lang in einer Umkleidekabine, weil ich Hemmungen hatte, aus der Kabine zu kommen bzw. zu hüpfen und mich vor den anderen zu zeigen. Einer meiner Schwimmclub-Kollegen kam zu mir und sagte, ich solle herauskommen, ich brauche mich nicht zu verstecken. Vor allem Kollegen aus Deutschland, wo es ja viel mehr Kriegsversehrte gab, sagten mir immer wieder, ich brauche mich nicht zu schämen, die anderen sollten sich an den Anblick gewöhnen. Vor allem in den «halb-starken» Jahren plagten mich solche Hemmungen. Mit der Zeit habe ich diese dann verloren.

Neben dem Schwimmsport liebte ich den Fussball und wäre sicher beim FC Schaffhausen gross geworden. Bei den Klassen-Matches war ich allemal so gut wie Geni Meier, der nachher bei den Berner Young Boys spielte und schliesslich als «Bombe-Meier» ein Internationaler wurde. Solche Dinge hätte ich auch gerne gemacht, konnte aber nicht mehr mittun. Man muss auf vieles verzichten.

Als Zwanzigjähriger wäre ich gerne mit den anderen zum Tanz gegangen. Wenn Kollegen mit ihrem ersten Schatz nach Hause «schoben» und ich als Krüppel – manchmal fühlte ich mich wirklich so – zurückblieb, war dies für mich enorm schwierig, und ich dachte immer wieder, warum ausgerechnet ich...

Verschiedenes läuft für mich im Alltag anders. Ich muss beispielsweise meine Hosen schon nach ein paar Monaten ersetzen, da sie bei der Prothese innert kurzer Zeit «duregfigget» sind. Bei den Schuhen ist es genau das gleiche. Da das Gewicht und die Bewegung hauptsächlich beim unversehrten Bein liegen, hat der Schuh hier schon nach einem halben Jahr ein Loch, währenddem derjenige an der Prothese noch wie neu aussieht.

Nach dem Krieg erhielt ich als einmalige Abfindung einen Geldbetrag, welcher von meinem Vater versteuert werden musste. Bei der Festsetzung der Summe wurde davon ausgegangen, dass ich als ältester Sohn den Beruf meines Vaters erlernt hätte und Beck geworden wäre. Da ich als Beck nicht übermässig verdient hätte, hielt sich der Betrag in einem bescheidenen Rahmen. Ich glaube, dass die Amerikaner mehr bezahlt hätten, aber die Schweizer ha-



Hans Langhart am Rheinufer bei Eglisau (1994).

ben gebremst. Es wurde keine grosszügige Lösung gefunden. Das meinte ich eben damit, als ich sagte, zuerst hätten alle schöne Worte gemacht und als ich dann wirklich Hilfe brauchte, war niemand da.

Im Rückblick ist der Entscheid, eine einmalige Abfindung auszubezahlen, als komplett falsch zu bezeichnen. An einer Rente hätte ich auch heute noch etwas. Aber ich hatte bei der Entschädigungsfrage sowieso nicht viel mitzureden, ich war ja auch noch ein Bub. Zu Beginn musste ich von dieser Summe auch noch meine Prothesen bezahlen, erst als dann die Invalidenversicherung eingeführt wurde, fiel das weg.

Im Übrigen habe ich nie verstanden, warum ich als Kriegsgeschädigter Militärflichtersatz zahlen musste. Ich sage dies nicht aus Kleinlichkeit, denn die Beträge, welche ich jeweils abliefern musste, waren happig. Einmal war ich so wütend, dass ich mich weigerte, den Betrag zu bezahlen. Ich machte den Vorschlag, sie sollten mich doch beispielsweise als Jeep-Fahrer in die Armee einziehen. Mir wurde gesagt, dies sei unmöglich. So zahlte ich weiter.

Daneben gab es viele schöne Erlebnisse. Wie ich bereits erzählte, verliefen meine ersten Schwimmversuche in der «Rhy-Badi» erfolgreich, und ich machte wie vor der Bombardierung im Jugendschwimmclub mit. Als sich einige Schaffhauser zu einer Wasserballmannschaft zusammentaten, war auch ich dabei. Wir fingen in der dritten Liga an und sind bald schon aufgestiegen. Später stellte uns die Stadt den Engeweiher als Trainingsort zur Verfügung – das Schwimmbad auf der Breite gab es ja noch nicht – und wir schafften es bis in die Nationalliga A. Dabei fiel ich gegenüber den anderen, die zwei Beine haben, nicht ab, sondern war im Gegenteil oft schneller und wendiger.

In Deutschland gab es verschiedene Wasserballclubs für Kriegsversehrtete. Mit den Konstanzern, die mich bei wichtigen Spielen immer wieder in ihre Mannschaft holten, sind wir verschiedentlich als bester Club aus Baden-Württemberg an die deutsche Landesmeisterschaft gefahren und haben diese zweimal gewonnen. Ich durfte als Schweizer sogar in der deutschen Nationalmannschaft der kriegsversehrteten Wasserballer mitspielen. Durch den deutschen Versehrtensport kam ich weit herum und habe viel gesehen. Die Deutschen haben nach dem Krieg für die zahlreichen

Kriegsinvaliden Einrichtungen und Erleichterungen geschaffen. Diese reichten von reservierten Plätzen in den Eisenbahnwagen oder im Fussballstadion bis zum beschriebenen Vereinswesen. In der Schweiz fehlte solcherlei gänzlich. Natürlich hatten wir in der Schweiz viel weniger Kriegsinvalide. Aber manchmal fragte ich mich schon, warum bei uns nicht mehr gemacht wurde. Nach der Bombardierung gab etwa der Stadtrat von Schaffhausen einen Dokumentationsband heraus. Keines der Opfer hat je ein solches Exemplar geschenkt bekommen. Bei Fussballspielen im Breite-Stadion hätte man für die Behinderten – wie es beispielsweise in unserer Nachbarstadt Singen üblich war – Sitzplätze reservieren können. Solche Hilfe und Anerkennung wären mir lieber gewesen als all die schönen Worte der Politiker.

Natürlich habe ich mir oft überlegt, ob die Bombardierung Schaffhausens ein folgenschwerer Irrtum oder ein Denkmittel an die Waffen nach Deutschland liefernde Schweiz war.

An jenem 1. April war der Himmel über Schaffhausen stahlblau und wolkenlos. Auf verschiedene Hausdächer hatte man, um Irrtümer auszuschliessen, grosse Schweizerkreuze aufgemalt. Bodensee, Rhein und Rheinfall konnten auch aus grosser Höhe als Orientierungspunkte ausgemacht werden. Es muss mir niemand erzählen, dass die amerikanischen Piloten nicht wussten, wo sie waren. Europäer hätten über Amerika die Niagarafälle ja auch erkannt. Für mich ist der Fall klar: Es gab in der Region Schaffhausen einige Betriebe, welche bei den Amerikanern auf der schwarzen Liste standen, da sie an die Deutschen lieferten. Die Bombardierung galt diesen Betrieben. Sie war kein Irrtum. Das ist meine Meinung und zu der stehe ich.»

**Hans Bader: Ich sehe mich nicht als Opfer.** Hans und Martha Bader warteten am Bahnhof auf die Abfahrt des Zuges, welcher Schaffhausen kurz vor elf Uhr in Richtung Zürich verlassen sollte. Noch bevor sich der Zug in Bewegung setzen konnte, wurde das Bahnhofsgelände von einer Sprengbombe getroffen. Während Frau Bader an den Folgen des Einschlages sofort starb, erlag ihr Mann den Verletzungen erst im Spital. Ihr Kind, der damals dreizehnjährige Hans, war der einzige Vollwaise der Bombardie-



rung. Hans Bader wohnt heute wieder in Schaffhausen. Er arbeitet als Mechaniker und war während fünf Jahren Schaffhauser Grosstadtrat.

Hans Bader vor dem Grab seiner Eltern (1944).

Polizeirapporte vom April 1944: «*Bader-Spiess, Hans, Sattler, geb. 23. November 1904, von Zürich, wohnhaft gewesen in Schaffhausen, Sonnenstrasse 48. Angeblich wollte er mit dem Zuge, der 10.58 Uhr Schaffhausen verlassen sollte, nach Zürich verreisen. Von seiner Arbeitsstelle begab er sich direkt nach dem Bahnhof, wo ihn seine Frau*

*mit einem Koffer erwartete. Im Moment des Bombeneinschlages befand er sich mit seiner Ehefrau auf dem ersten Perron. Durch die Wucht der Explosion wurde das Ehepaar unter den dort befindlichen Zug geschleudert. Während Frau Bader augenblicklich tot war, gab der Mann noch Lebenszeichen von sich. Er hatte schwere Splitterverletzungen. Im Kantonsspital wurde ihm ein Bein amputiert. Dort starb er am 2. April 1944.»*

*«Bader-Spiess, Martha, geb. 24. Februar 1902, von Zürich, wohnhaft gewesen in Schaffhausen, Sonnenstrasse 48. Sie befand sich auf dem Bahnhofperron und wollte gemeinsam mit ihrem Manne verreisen (Mutmassung). Durch den Sprengbombeneinschlag in das Bahnhofgebäude wurde Frau Bader tödlich getroffen.»*

*Staatsarchiv Schaffhausen, Neutralitätsverletzungsschäden BV 1*

«Der Grund, warum sich meine Eltern an jenem Samstag überhaupt am Bahnhof aufhielten, war Folgender: Meine Grossmutter, welche in Zürich-Oerlikon ein Haus hatte, zügelte zum Monatsbeginn vom zweiten Stock in das Parterre, und Vater sollte ihr dabei helfen. Da damals am Samstag noch gearbeitet wurde, musste er bei der Lederwarenfabrik Hablützel, wo er angestellt war, früher Weggehen. Er wollte um elf Uhr den Zug nach Zürich nehmen. Meine Mutter sollte in Schaffhausen bleiben (die Mutmassung im Polizeirapport, wonach auch Mutter nach Zürich fahren wollte, ist falsch) und brachte lediglich einen Koffer mit Kleidern zum Bahnhof. Vater war wohl schon im Wagen und hat sich, wie ich vermute, durchs geöffnete Fenster mit meiner auf dem Perron wartenden Mutter unterhalten. Die Bahnhofsuhr ist um drei Minuten vor elfstehengeblieben. Zu dieser Zeit muss die Bombe eingeschlagen haben. Den Koffer mit den Kleidern, den mein Vater dabei hatte, erhielten wir nachher zurück. Ich konnte davon nichts mehr gebrauchen. Die Splitter der zerborstenen Fensterscheiben hatten den Koffer durchlöchert und sich in den Kleidern festgesetzt.

Meine Grossmutter, welche in Zürich vergeblich auf meinen Vater wartete, dachte wohl nicht sofort ans Schlimmste. Vielleicht hörte sie in den Nachrichten, dass durch die Bombardierung auch die Bahnlinie getroffen wurde und vermutete, dass ihr Sohn deshalb noch nicht gekommen sei.

Ich ging in die sechste Klasse und hatte die Realprüfung knapp – mit 10,5 Punkten – bestanden. Meine Eltern waren sehr froh darüber, denn zu jener Zeit war es unmöglich, ohne den Realabschluss einen Beruf zu erlernen.

Der 1. April 1944 war ein Palmsamstag, und die Steigkirche, welche damals ja noch neben der Schule stand, war für die Konfirmation hergerichtet. Als die Sirenen heulten, wurden wir von unserem Lehrer in den Keller des Steigschulhauses geführt. Nach einigen Minuten vernahmen wir ein gewaltiges Krachen. Erst jetzt kamen auch die Schüler der siebten und achten Klasse, welche nach der Auslösung des Alarms den Keller nicht aufgesucht hatten, zu uns heruntergerannt. Eine Passantin, die ebenfalls im Keller Zuflucht suchte, erzählte immer wieder, die Stadt sei bombardiert worden. Niemand hatte genaue Informationen.

Nach einer Stunde haben uns die Lehrer nach Hause entlassen. Uns wurde eingebleut, wir müssten sofort und auf dem kürzesten Weg heimkehren und dürften nicht in die Stadt hinunter. Dass die Steigkirche getroffen war, haben wir beim Hinausgehen nicht bemerkt. Vielleicht sind die Lehrer so gestanden, dass die Stokarbergstrasse nicht zu überblicken war.

Als ich zu Hause ankam, war die Tür verschlossen. Ich wusste ja, dass Vater nach Zürich fahren wollte und Mutter ihm den Koffer zum Bahnhof brachte. Dass sie noch nicht zurückgekehrt war, beunruhigte mich zunächst nicht. Als Samariterin würde sie sicher bei den Rettungsarbeiten mithelfen, dachte ich mir. Ich ging zu den Nachbarn, die mir zu essen gaben. Als ich gegen Abend immer noch alleine war, wurde ich unruhig und hielt über die Randenstrasse bis zum Schützenhaus Ausschau nach ihr. Ich entschloss mich, meine Mutter zu suchen, und machte mich auf den Weg in die Stadt. An der Vordersteig, etwa an der Ecke zum Casinogässchen, stand ein Luftschutzsoldat, der mich anhielt und zurückschickte. Ich hatte ihm nur gesagt, ich wolle in die Stadt und verschwieg, dass Mutter nicht nach Hause gekommen war.

Am späten Abend wurde uns – ich war noch immer bei den Nachbarn – mitgeteilt, dass mein Vater schwer verletzt im Spital liege. Da nur die wenigsten ein eigenes Telefon hatten, erhielten wir die Nachricht vom Coiffeur an der Randenstrasse, welcher schon



einen Apparat besass. Anscheinend hatten sie Vater anhand von Gegenständen identifiziert, oder er hatte irgendwann noch seinen Namen sagen können. Ich wusste nun, dass meine Mutter vermisst war und mein Vater im Spital lag.

Wie ich darauf die Nacht verbrachte, weiss ich nicht mehr. Wahrscheinlich war ich bei meinen Nachbarn, oder es wurde die Tür unserer Wohnung geöffnet. Am Sonntagmorgen kamen mein Götti und meine Grossmutter aus Zürich und zwei Onkel aus Uhwiesen. Man traf sich in unserer Wohnung und besprach, was zu tun sei. Ich bin darauf mit einem Onkel zum Waldfriedhof gefahren, wo die Toten aufgebahrt waren. Er sagte dort, dass wir jemanden vermissten, und man liess uns ein. In der Halle standen zahlreiche Särge. Wir mussten das Hochzeitsdatum meiner Mutter angeben und was sie an Kleidern getragen hatte. An den Särgen hingen Papiersäcke, in denen sich Stoffresten, Schmuck oder Eheringe befanden. Man führte uns zu einem Sarg und zeigte uns zuerst eine Brosche. Es war diejenige meiner Mutter. Dann nahm jemand den Deckel ab. Sie hatte äusserlich keine schweren Verletzungen. Ihr Gesicht war nicht entstellt. Wahrscheinlich hatte ihr der Luftdruck die Lungen zerrissen. Wir blieben einige Minuten stehen. In der Halle liefen Leute herum und suchten nach ihren Angehörigen. Es herrschte eine hektische, chaotische Atmosphäre. Plötzlich kam ein Soldat zu mir und schickte mich weg. Folgsam wie ich damals war, trat ich einige Schritte zurück und wartete, bis mein Onkel auch kam. Dieser Soldat meinte natürlich, dass ich als dreizehnjähriger Knabe keine Leiche sehen sollte, und glaubte, etwas Gutes zu tun. Später wurde mir bewusst, dass er mir die letzte Möglichkeit genommen hatte, meine Mutter nochmals zu sehen und auf diese Weise von ihr Abschied zu nehmen.

Am Nachmittag gingen wir in die Stadt, um meinen schwer verletzten Vater im Spital zu besuchen. Kurz vor dem alten Spital an der Hintersteig hörten wir, wie die Sirenen zu heulen anfangen. Die Strassen haben sich augenblicklich geleert. Einen so unheimlichen Fliegeralarm habe ich nie wieder erlebt. Nach einer Minute hat man auf der Strasse keinen Menschen mehr gesehen. Die Nonchalance, welche sonst bei Fliegeralarmen – auch am Tag zuvor – herrschte, war wie weggefegt. Ein Luftschutzsoldat wies uns

an, in eine Türnische zu stehen. Wahrscheinlich hatte er dies irgendwann gelernt und wollte es nun nutzbringend anwenden. Es war klar, dass wir im Fall eines Sprengbombeneinschlages in unserer Nähe von Splittern nur so durchsiebt gewesen wären.

Zum Teil haben die Brände ja auch noch geschwelt, aus verschiedenen Trümmerhaufen quoll Rauch. Die Bomberflieger haben also eine frisch bombardierte Stadt unter sich gesehen, und in einer solchen Situation war die Gefahr gross, dass sie – ohne viel zu überlegen – ihre Last nochmals über dieser Stadt abgeworfen hätten. Davor fürchteten sich viele. Zum Glück passierte nichts. Um den Fliegern in Zukunft die Orientierung zu erleichtern, wurden an verschiedenen Orten, beim «Säckelamtshüsli» und auf dem Münsterdach, grosse Schweizerkreuze angebracht.

Nachdem der Fliegeralarm zu Ende war, gingen wir zu meinem Vater. Im alten Spital stank es stark nach «Lisol», einem Desinfektionsmittel, und mir wurde halb schlecht davon. Meinem Vater hatten sie einen Fuss amputiert. Diese Verletzung war nicht lebensgefährlich. Viel schlimmer war der Schädelbruch, bei welchem keine Aussicht auf Heilung bestand. Vater war nicht ansprechbar. Die Krankenschwester sagte uns, er rufe ab und zu nach seiner Mutter. Wir standen ein paar Minuten am Bett und gingen dann wieder. Es gab nichts zu sagen und nichts zu helfen. Noch am Abend kam die Nachricht, dass Vater gestorben war.

Nur kurze Zeit später klingelte es. Draussen stand ein Ringier-Reporter, der von meinen Eltern und von mir als einzigem Vollwaisen der Bombardierung ein Foto haben wollte. Meine Grossmutter war eine sehr energische Frau – heute würde man sagen emanzipiert. Sie schickte mich mit den Worten «Se, Bueb, chum ine!» in die Wohnung zurück und sagte dem Reporter alle Schande. Ich hörte nur noch die Tür knallen. Wir hatten alle eine «Sauwut» auf Ringier. Dass ich den «Blick» noch heute verachte, hängt mit diesem Erlebnis zusammen. Knapp eine Stunde später klingelte es erneut. Es war ein Telegramm, in welchem der Ringier-Verlag den Reporter ankündigte. Der Reporter war also schneller gewesen als das Telegramm. Abgesehen von Ringier hat uns die Presse in Ruhe gelassen.

An einem der nächsten Tage fragte die Stadt an, ob wir damit einverstanden wären, dass alle Opfer gemeinsam in einem Ehren-

grab auf dem Waldfriedhof beigesetzt würden. Wir stimmten zu. Am Tag der Beerdigung – wir waren auf dem Weg zum St. Johann, wo die Trauerfeier stattfinden sollte – hielt plötzlich ein Taxi neben uns. Ein Mann mit dunklem Regenmantel stieg aus und fragte, ob ich Hans Bader heisse. Als ich ja sagte, meinte er, ich müsse nicht zu Fuss gehen, ich könne mit dem Auto zur Kirche fahren. Mein Götti war misstrauisch und wollte wissen, was hier los sei. Darauf gab sich der Mann als Ringier-Reporter zu erkennen. Mein Götti liess mich darauf nur zusammen mit der Grossmutter ins Taxi einsteigen. Ich weiss nicht mehr, was sie mich fragten, aber die Fahrt hat ja auch nicht lange gedauert. Wir sind vor der Kirche sofort ausgestiegen und als sie von mir ein Foto machen wollten, sagte meine Grossmutter erneut, dass dies nicht in Frage komme.

An die Trauerfeier im St. Johann kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Nur die engsten Angehörigen hatten Zutritt, da die Kirche durch die Delegationen des Bundes und aller Kantone schon halb gefüllt war. An die nächsten Angehörigen von jedem Opfer der Bombardierung wurden fünfzehn Eintrittskarten abgegeben – wir erhielten also deren dreissig, die wir unter unseren Verwandten verteilten.

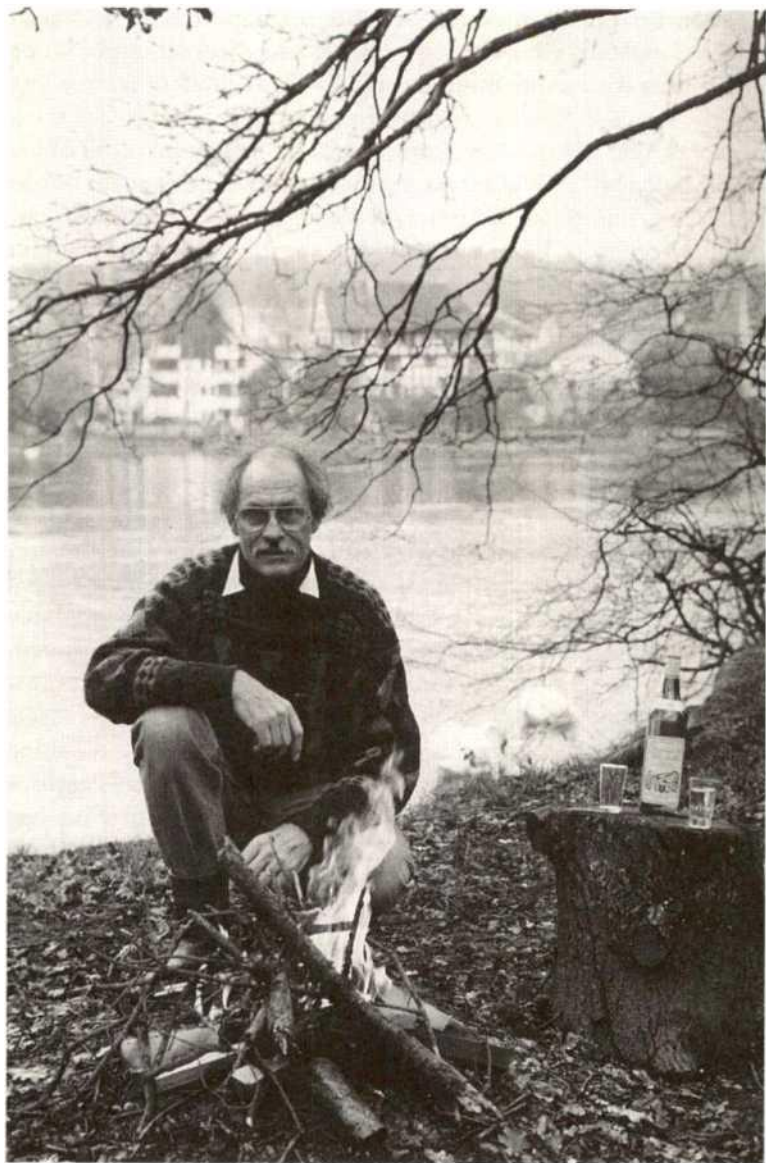
Mit Bussen wurden wir dann vom St. Johann zum Waldfriedhof gefahren. In einer langen Kolonne bewegten sich die Trauernden – begleitet von Marschmusik – auf das in einem grossen Halbrund angeordnete Gemeinschaftsgrab zu. Für mich dauerte der Marsch zu den Gräbern beinahe eine Ewigkeit, und die schwere Musik bedrückte mich. Hinter den Gräbern lag die ausgehobene Erde. Von diesem Erdwall aus, wohl hinter Bäumen und Gestrüpp verdeckt, schossen die Ringier-Leute ihre Fotos. Auf diese Weise gelangte mein Bild doch noch in die Sondernummer der «Schweizer Illustrierten».

Ich war Vollwaise. Trotzdem war ich nicht allein. Meine Grossmutter hat sich sofort entschlossen, für die letzten drei Jahre meiner Schulausbildung nach Schaffhausen zu kommen und ihr geliebtes Zürich für diese Zeit zu verlassen. Sie gab allerdings ihre Wohnung in Oerlikon nicht auf, denn sie war eine Zürcherin mit Leib und Seele. Sie sprach noch ein richtiges «Züridütsch». Der Abschied fiel ihr schwer, Schaffhausen war für sie Provinz.

Mich für den Rest meiner Schulzeit in Schaffhausen zu belassen, war sicher ein vernünftiger Entschluss, denn auf diese Weise verlor ich neben meinen Eltern nicht auch noch das mir vertraute soziale Umfeld. So zog meine Grossmutter ins Haus, das nach dem Tod der Eltern mir gehörte. .Sie wurde sozusagen meine Untermieterin. Dies war gar nicht so einfach, denn der Wohnungsmarkt unterlag während der Kriegsjahre staatlicher Kontrolle. Wegen der Wohnungsnot und um die im Aktivdienst stehenden Soldaten vor Kündigungen zu schützen, bestanden Zuzugsbeschränkungen, und meine Grossmutter hatte jedes Jahr erneut eine Bewilligung einzuholen, um bei mir – als Untermieterin mit Küchenanteil – wohnen zu dürfen. Daran hat sie sich echt gestossen. Sie sagte jedesmal, wenn sie wieder auf dem Amt vorsprechen musste, es käme ihr sowieso nicht in den Sinn, auch nur einen Tag länger als nötig in Schaffhausen zu bleiben. Es war nicht so, dass wir als Geschädigte der Bombardierung mit einer unbürokratischen Behandlung rechnen konnten.

Hätte sich das mit meiner Grossmutter nicht ergeben, wäre ich vielleicht ins Waisenhaus gekommen. Das war für mich eine Horror-Vorstellung. Ich bewegte mich damals nicht gerne in einem mir unbekanntem Umfeld, und in der Schule hat man sich untereinander noch brutaler ausgegrenzt als heute. In meiner Klasse hatten wir beispielsweise einen Schüler, der aus der GF-Siedlung auf dem «Pantli» kam. Heute schwärmt man zwar vom «Pantli» – das ja nicht mehr steht -, aber damals war dieser Schüler bei uns wie ein ausgestossener Hund. Wenn einer aus dem Waisenhaus kam, hatte man mit dem kein Mitleid, sondern der war quasi noch selber schuld. Auch dass ich zusammen mit meiner Grossmutter lebte, wich ja von der Norm ab, und ich betonte immer wieder, dass dies nicht meine Mutter, sondern meine Grossmutter sei, sonst hätte ich sicher viele Sprüche über meine alte Mutter zu hören bekommen. Unter den Kindern fielen schnell verletzendere Aussagen.

Mein Götti, der als mein Vormund eine bedeutende Rolle einnahm, hat mir später erzählt, dass in jenen Tagen Anfragen aus der ganzen Schweiz eingetroffen seien von Leuten, die mich aufnehmen wollten. Konkret erinnere ich mich an einen Sennen aus dem Berner Oberland, welcher der Stadt ein Angebot machte.



Hans Bader am Rheinufer unterhalb des «Schaaren» (1994).

Vielleicht hätte es mich dann nach Meiringen verschlagen und ich wäre anstatt SP-Grossstadtrat ein SVP-Gemeinderat geworden und würde heute über diese «cheibe Sozi» schimpfen.

Ich lebte also mit der Grossmutter auf der Breite und ging in die Realschule. Meine Mutter hatte mir versprochen, dass sie mir in der Real beim neu beginnenden Französischunterricht helfen würde. Sie war zwei Jahre im Welschland gewesen, sprach perfekt Französisch und wusste, dass ich mit der Orthographie so meine Mühen hatte. Sie hatte mich immer getröstet und gesagt, das sei eine Sprache, die wir neu zu lernen anfangen und sie werde mir dabei schon helfen. Nun war sie nicht mehr da.

Grossmutter konnte kein Französisch. Ab und zu half mir die Nachbarin, aber wenn ich im dictee einen «Einer» heimbrachte, konnte ich ihr nicht wie meiner Mutter offen sagen, was mir durch den Kopf ging. Die Distanz war zu gross.

Als meine Eltern starben, war meine Grossmutter immerhin schon 65. Sie hatte sich mit der Betreuung ihres pubertierenden Enkels sicherlich keine leichte Aufgabe «ausgesucht», und ich durchlebte mit ihr ohne Zweifel einen intensiveren Generationenkonflikt als meine Kollegen mit ihren Eltern.

Manchmal strich Grossmutter mein Schicksal vor anderen Leuten heraus. Das war mir peinlich. Ich erinnere mich etwa an folgende Begebenheit: Es war wieder Fliegeralarm gewesen und ich kam am frühen Nachmittag aus der Schule, ohne dass ich etwas gegessen hatte. Wir gingen in die Stadt, und meine Grossmutter wollte mir in einer Bäckerei zwei «Weggli» kaufen. Das Brot war aber rationiert, und eigentlich hätte sie ohne Marken nichts bekommen. Sie erzählte der Verkäuferin, dass ich wegen des Alarms über Mittag in der Schule bleiben musste. Sie fügte hinzu, ich sei derjenige Knabe, welcher bei der Bombardierung beide Eltern verloren hatte. Da nahm die Verkäuferin nochmals zwei «Weggli» vom Gestell und gab sie uns, ohne dass wir Geld oder Marken geben mussten. Ich habe mich in solchen Situationen immer geschämt und wohl schon damals gedacht: Entweder alle oder niemand. Solidarität war und ist mir wichtig, und wenn ich daran denke, dann wird mir klar, dass ich wohl auch in Meiringen nicht in der SVP gelandet wäre...

Wir erhielten kurz nach der Bombardierung von Stadtpräsident Bringolf einen Brief, in dem er uns kondolierte und zusicherte, uns werde unbürokratisch geholfen. Ich glaube, dass er dies ernst meinte. Aber dann kam die Sache in die Hände von Beamten, die nur nach ihren Anweisungen handelten. Bringolf hat sich nicht mehr gross um die Sache gekümmert.

Von der ganzen Entschädigungsfrage bekam ich eigentlich nur wenig mit. Mein Götti hat diese Dinge für mich geregelt. Er war ein Beamter und hatte Erfahrung im Umgang mit Behörden.

Ich erinnere mich, wie er eines Tages zu uns kam und erzählte, um die Frage der Entschädigung werde regelrecht gekämpft und die zuständigen Beamten hockten auf dem Geld, als wäre es ihr eigenes. Es war natürlich einfacher, materielle Verluste zu beziffern. Aber wie berechnet man den Wert eines Menschenlebens? Mein Vater war Arbeiter und hat nicht übermässig viel verdient. Mit diesem «Argument» wurde die Entschädigungssumme immer wieder nach unten gedrückt. Die zuständigen Beamten hatten Angst, den Amerikanern angemessene Entschädigungsgesuche zu stellen. Mit dem grössten Teil der Summe, welche ich erhielt, zahlte mein Götti auf dem Haus liegende Hypotheken zurück.

Daneben erhielten meine Grossmutter und ich eine SUVA-Rente. Für Grossmutter war sie lebenslänglich bemessen, für mich nur bis zum 16. Lebensjahr. Es war ein Fehler, die Rente ausgerechnet dann abzusetzen, als ich in die Lehre kam und eigentlich am meisten Geld brauchte.

Im Jahr 1944 gab es noch viele Fliegeralarme, und dies hiess für uns Schüler jedesmal, dass der Unterricht unterbrochen wurde. Überhaupt ging es zu jener Zeit in der Schule drunter und drüber. Wegen der militärbedingten Absenzen unserer Lehrer hatten wir etliche Stellvertreter, die immer nur kurze Zeit blieben. Das wirkte sich negativ auf den Unterricht aus.

Ich erinnere mich, wie wir in der zweiten Real ein Aufsatzthema frei wählen konnten. Und was brachte ich dabei zu Papier? Ich schrieb, mein Traum sei es, Bomberpilot zu sein! Von England her seien wir nach Deutschland geflogen, hätten unser Ziel aus gesucht und die Bomben abgeworfen. Der Aufsatz wurde mit einer 5,5 benotet. Ich frage mich heute, warum mir mein Lehrer damals nicht die Frage gestellt hat, ob mir überhaupt bewusst sei, was ich

da geschrieben hatte. Es fieberten damals eben alle der deutschen Niederlage entgegen – beim Stauffenberg-Attentat haben wir Kinder gejubelt – und vor diesem Hintergrund ist wohl die fehlende Reaktion meines Lehrers zu sehen.

Bald stellte sich die Frage, was für einen Beruf ich erlernen sollte. Mein Vater war ein begeisterter Modelleisenbahner gewesen und hatte oft gesagt, ich solle doch Mechaniker werden, damit wir dann zusammen an der Eisenbahn basteln könnten. Aus diesem Grund wollte ich Mechaniker werden. Zu einem Berufsberater ging man damals nicht unbedingt. Und diejenigen aus meiner Klasse, welche zum Berufsberater gingen, wurden alle Modellschreiner. Das GF hatte da ganz dick den Daumen drauf und den Berufsberatern eingebleut, so viele Modellschreiner und so viele Giesser brauchen wir, und diese Lücken wurden dann gefüllt. Ich besuchte die Metallarbeiterschule in Winterthur und wohnte bei meiner Grossmutter in Zürich.

Den Kontakt zu Schaffhausen habe ich auch während meiner Zürcher Zeit nie ganz verloren. Vor allem der Rhein zog mich immer wieder nach Schaffhausen. Ich kaufte mir mit Kollegen einen gemeinsamen «Weidling» und später einen eigenen. Dazu brauchten wir einen Pfosten und schrieben uns in die berühmte Liste ein. Aber das dauerte schon damals Jahre. Nach vergeblichen Bemühungen, zu einem der begehrten Pfosten zu kommen, nahm meine Frau unsere Steuerrechnung und ging auf die zuständige Behörde. Sie sagte, dass ich jetzt schon seit meinem dreizehnten Lebensjahr Steuern bezahle und nun doch wohl Anrecht auf einen Pfosten habe. Der Beamte erwiderte, dass dies gar nicht möglich sei. Meine Frau liess nicht locker und erzählte, dass ich bei der Bombardierung beide Eltern verloren habe und seither für das geerbte Haus Steuern bezahlen müsse. Der Beamte hatte die Bombardierung auch miterlebt und erinnerte sich natürlich sofort an den Schock und den Schrecken von damals. Für die ältere Generation ist die Bombardierung eben ein Ereignis, das man nicht vergessen hat. Eine Woche später hatte ich den Pfosten. Noch heute stachle ich beinahe jeden Tag den Rhein hinauf, und der Liegeplatz ist sicher in gute Hände gekommen. Neben dem «Weggli» ist der Pfosten das einzige Beispiel dafür, dass es mir wegen dem damals Erlebten besser als anderen erging. Ich hatte des-



wegen kein schlechtes Gewissen und sagte mir: Jetzt darf es mir auch einmal gut gehen.

War die Bombardierung Absicht oder Zufall? Ich sehe mich nicht als Opfer des Finanz- oder des Waffenumschlagplatzes Schweiz. Wenn sich die Amerikaner wirklich an unserer Industrie, welche nach Deutschland lieferte, hätten rächen wollen, dann wäre Oerlikon-Bührle zusammengeschlagen worden.

Ich nehme an, dass die Maschinen auf dem Rückflug waren und Bomben abwarfen, um ihre Manövrierfähigkeit zu verbessern. Während Kampfhandlungen hätten sie mit dieser Last an Bord schlecht ausweichen können. Kurz vor dem Ausklinken der Bomben ist ja auch eine der amerikanischen Staffeln – so hat man es jedenfalls gehört – von einem deutschen Jagdflieger angegriffen worden. Die Amerikaner wollten wendiger und schneller werden, um der Gefahr besser ausweichen zu können.

Ich gehe davon aus, dass sich die Piloten über deutschem Gebiet wähnten. Die vielen Bomben, die im Kohlfirstwald niedergingen, weisen darauf hin. Die Deutschen hatten ja begonnen, ihre Rüstungsindustrie in die Wälder zu verlegen. Die Amerikaner haben, weil sie annahmen, eine deutsche Stadt unter sich zu haben, auch den der Stadt vorgelagerten Wald bombardiert. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie derart schlecht zielten, dass so viele Bomben einfach zufällig in den Kohlfirstwald einschlugen.

Wenn das GF das Ziel der Amerikaner gewesen wäre, dann hätten sie das Mühlental und die Industriebauten mit ihren grossflächigen Dächern sicher getroffen, soviel Zielsicherheit traue ich den Piloten schon zu. Aber die Bomben fielen ja überall hin, aufs Museum, auf die Steigkirche, auf den Bahnhof. Sie haben die Bomben einfach fallenlassen.»

**Henri Eberlin: Als Held habe ich mich nie gefühlt.** An der Neustadt 53, wo sich das allerdings schon damals geschlossene Restaurant «Landkutsche» befand, wohnte Frau Eberlin mit ihren fünf Söhnen. An jenem 1. April wurde das Haus von einer Brandbombe getroffen und stand sofort in Flammen. Henri, mit 15 Jahren der älteste der Eberlin-Buben, rettete drei seiner jüngeren Brüder aus dem brennenden Haus. Henri



Henri Eberlin zeigt den von Stadtpräsident Bringolf unterzeichneten Brief (1944).

Eberlin erhielt für seine Tat verschiedene Auszeichnungen. Er wohnt noch heute in Schaffhausen und ist pensioniert.

«In Schaffhausen gab es unzählige Fliegeralarme. Hauptsächlich nachts. Das Brummen der Fliegermotoren wollte teilweise nicht enden. Es ging beinahe niemand mehr in den Luftschutzkeller. Im Gegenteil, ich erinnere mich, wie wir auf den Estrich stiegen und aus den Lukarnen zuschauten, wie die Bomber oben durchflogen. Eines Nachts leuchteten sie die GF-Werke mit Magnesiumbomben aus. Im ganzen Mühlental war es taghell. Wahrscheinlich fotografierten sie.

Als an jenem 1. April Alarm gegeben wurde, war ich mit meinen vier Brüdern allein zu Hause. Mutter arbeitete in der Fabrik. Trotz der heulenden Sirenen blieben wir in der Wohnung, und ich stand am Fenster und suchte den Himmel nach den Flugzeugen ab. Schliesslich eilte ich zu den auf der Strasse stehenden Leuten hinunter, um zu erfahren, was da erzählt wurde. Dann krachte es. Es waren die Einschläge beim Herrenacker, im Rebleutgang und bei uns, in der «Landkutsche». Eine Brandbombe hatte das Dach durchstossen, schlug in den Estrich und bahnte sich ihren Weg im Treppenhaus durch alle Stockwerke. Erst im Parterre blieb sie liegen. Auf dem Weg durch das alte Haus hatte die Bombe ihr Brandmaterial nach allen Seiten verspritzt, und augenblicklich brannte das morsche Gebälk wie Zunder. Der älteste meiner vier jüngeren Brüder hatte den Weg nach unten alleine gefunden. Ich rannte sofort los, ins Haus und die Treppen hinauf.

Damals stand in den Zeitungen, ich hätte mir genau überlegt, was ich tat. Das ist alles nicht wahr. Es passierte einfach.

Das erste Mal, als ich bei uns im vierten Stock ankam, packte ich diejenigen zwei Brüder, welche schon gehen konnten, an den Händen und führte sie durchs brennende Treppenhaus auf die Strasse hinunter.

Dann rannte ich ein zweites Mal nach oben und nahm den Kleinsten, er war erst drei Monate alt, unter den Arm. Im Treppenhaus brannte es nun schon lichterloh. Es war teilweise kein Durchkommen mehr. Ich setzte mich auf das Geländer, drückte meinen kleinen Bruder an mich und sauste nach unten. Ich weiss nicht, wie wir den ganzen Weg, ohne hängenzubleiben und Feuer zu fangen, zurücklegen konnten. Wir kamen unten an, ohne auch nur die geringste Verletzung davonzutragen.

Es war weder Überlegung noch bewusstes Denken dabei. In einer solchen Situation kann man gar nicht mehr überlegen. Ich habe wie aus Reflex gehandelt. Es ärgerte mich, dass in den Zeitungen stand, ich sei ein Held. Dass meine Brüder gerettet wurden, ist nicht mein Verdienst. Heute weiss ich, dass es göttliche Führung war.

Wir standen auf der Strasse, vor dem brennenden Haus. Der Kleine schrie und brüllte, was er rausbrachte. Und jetzt hörten wir etwas, was uns noch lange, lange Zeit beschäftigte. Im ersten

Stock wohnte Frau Schreiber, eine alte, gute Frau, welche früher auf der «Landkutsche» gewirtet hatte. Frau Schreiber konnte nicht mehr gehen und verliess die Wohnung sozusagen nicht mehr. Sie war in der Wohnung gefangen und verbrannte. Noch lange hörten wir ihr Schreien. Wenn ich mich in jene Zeit zurückversetze, meine ich, sie noch heute zu hören. Es war schrecklich, mit gebundenen Händen miterleben zu müssen, wie ein Mensch stirbt. Es war nichts zu machen.

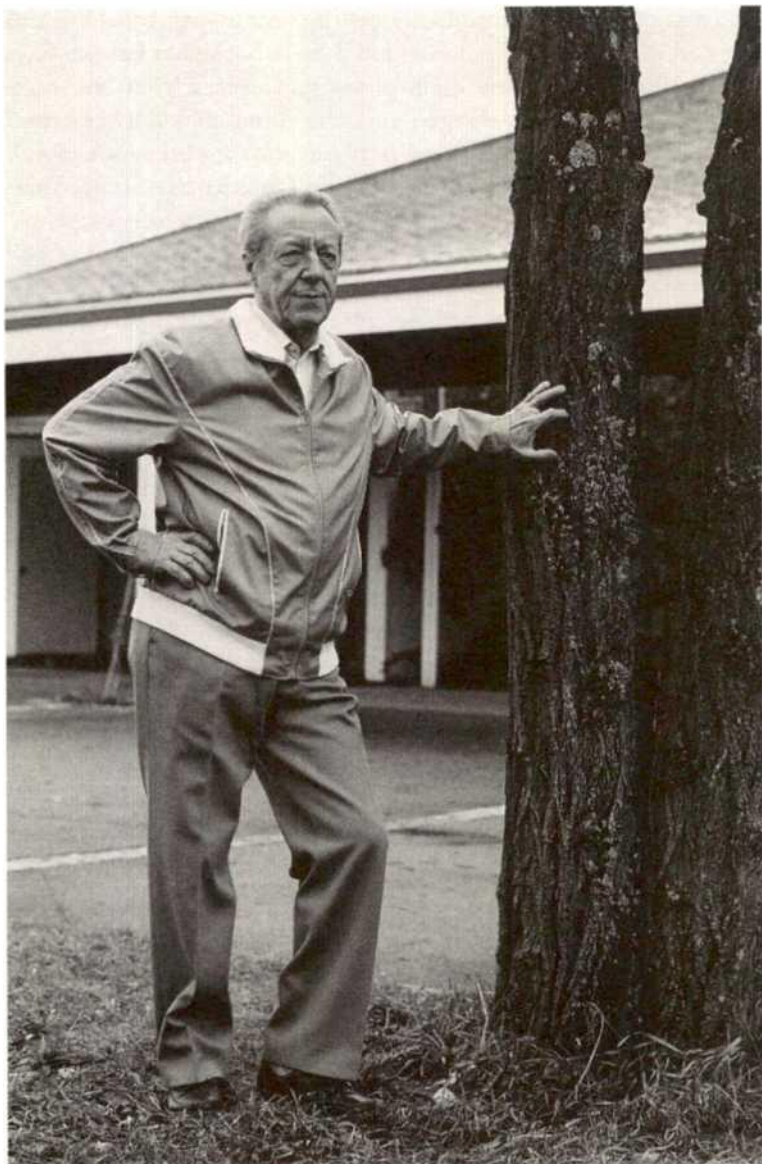
Unsere Nachbarin von der Metzgerei Kölbener hat uns dann zu sich herübergeholt. Bei ihr konnten wir in die Stube. Weil der Kleine so jämmerlich weinte und nicht aufhören wollte, kam ich plötzlich auf die Idee, ihm seinen «Nuggi» aus dem brennenden Haus zu holen. Ich stand so unter Schock, dass ich gar nicht mehr fähig war, einen klaren Gedanken zu fassen. Erst als mir Frau Kölbener sagte, ich dürfe jetzt nicht mehr gehen, liess ich von meinem hirnverbrannten Vorhaben ab.

Das Schlimme war, dass meine Mutter, die in der Fabrik gearbeitet hatte, von allem nichts wusste. Ich werde das Bild nie vergessen, wie ich sie vor dem brennenden Haus stehen sah. Ich riss das Fenster auf und rief ihr zu: «Wir sind hier!» Frau Kölbener ging ihr entgegen und führte sie zu uns Buben in die Stube. Mutter sagte fast nichts, nahm jeden in die Arme und weinte. Es ging lange, bis sie nur ein Wort herausbrachte.

In den Minuten der Ungewissheit vor dem brennenden Haus hat meine Mutter etwas ganz Schlimmes erlebt. Sie zog uns alleine auf und wir Kinder bedeuteten ihr alles.

Vom Haus standen nur noch die beiden Mauern – die eine gegen die Grabenstrasse, die andere gegen die Neustadt. Von unserem Haushalt blieb einzig eine Email-Seifenschale übrig. Sie lag ganz oben auf dem Schutt. Sonst besaßen wir noch, was wir am Leib trugen.

Im Restaurant «Glocke», auf dem Herrenacker, erhielten die Obdachlosen eine Suppe. Danach führte man uns mit anderen Ausgebombten ins Steigschulhaus, wo in der Turnhalle ein Notlager hergerichtet worden war. Dabei mussten wir etwas erleben, was ich bis heute nicht vergessen habe. Als man uns zur Notunterkunft geleitete, standen am Strassenrand die Schaulustigen und starrten uns an. Fasnachtsumzüge erinnern mich noch heute an je-



Henri Eberlin vor der Zwingli-Kirche in Schaffhausen (1994).

ne Szene. Wir waren für diesen «Umzug» auch ausgesprochen unpassend angezogen. Ich hatte mit meinen Brüdern am Morgen Wellen im «Pfrundhaus» geholt und auf dem Estrich versorgt. Deshalb trug ich noch immer Arbeitskleidung, nämlich «verfranselte» Hosen, Schlarpen und ein altes Hemd. So sind wir also an all den Gaffern vorbeigeführt worden. Mit Neugier kann man Menschen sehr verletzen.

Die Steigturnhalle war mit Matratzen ausgelegt und voll von Obdachlosen. Dort hockte man herum und wartete. Bald kamen Journalisten, die mich befragten und fotografierten. Ich erzählte ihnen, was passiert war. Diese Fragen haben mich eigentlich nicht gestört. Ich glaube, die haben das ganz geschickt gemacht.

Wir blieben – wenn ich mich recht erinnere – etwa eine Woche in der Turnhalle. Unterdessen hatte die Stadt an verschiedenen Orten Baracken erstellen lassen, und beim «Pfrundhaus» wurden die Möbel gesammelt, welche die Stadt als Spenden aus der ganzen Schweiz erhielt. Wir kamen in eine Baracke an der Sennereistrasse und hatten dort vier Zimmer, die mit gespendeten Möbeln eingerichtet wurden. Mutter hielt immer viel auf ein schönes Heim. In der Baracke aber war es uns nicht wohl. Die Möbel passten nicht zusammen, und der ganze Hausrat bestand aus zusammengewürfeltem Zeug. Man schaute halt, dass jeder das Notwendigste hatte. Für den Moment waren wir versorgt, und man wusste ja, dass die Amerikaner für die Schäden aufkommen würden.

Unschön war, dass sich die Stadt an den eingegangenen Spenden bereichern wollte. Diese wurden uns nicht einfach abgegeben, sondern jedes Möbelstück war mit einem Preisschild versehen. Ich erinnere mich noch, der Fuss-Schemel kostete zwei und das Bett vierzig Franken.

Bald war ein Büro eingerichtet, welches die Schäden aufnahm, und Mutter musste dort hingehen und angeben, was wir durch die Bombardierung verloren hatten. Auf diese Weise wurde eine Summe errechnet, die wir als Entschädigung erhielten. Ein Beamter erklärte meiner Mutter, wir seien ja eine arme Familie, und wenn wir die alten Möbel, welche sie uns in die Baracke gestellt hatten, kaufen würden, dann könnten wir so ein bisschen Geld sparen. Mutter kehrte nach diesem Gespräch in grosser Aufregung nach

Hause zurück. Sie war aufgebracht darüber, dass jener Beamte annahm, für eine arme Familie würden die provisorischen Möbel, die sie uns gebracht hatten, schon ausreichen. Wir haben davon nichts behalten. Den ganzen Plunder musste die Stadt wieder abholen. Wir kauften uns schliesslich beim «Möbel-Knöpfli» neue Sachen. Auch als arme Familie hatten wir ein Recht auf ein schönes Heim.

Aus dieser Begebenheit geht klar die Mentalität hervor, die vor 50 Jahren herrschte. Eine alleinstehende Frau, welche fünf Kinder durchbringen musste, die konnte ja nichts haben, die musste ja primitiv leben. Mutter hatte es nicht leicht. Auch bei der Anmeldung des Schadens gab es Probleme. Mutter erzählte uns, wie vor ihr auf dieser Amtsstelle eine reiche Frau – eine Frau von Sowieso – vorsprach und angab, sie habe diese und jene Brosche, diese und jene Kette verloren. Der Beamte nickte und notierte alles mit grosser Genauigkeit. Dann kam meine Mutter an die Reihe. Sie gab an, dass sie soundso viele Leintücher hatte, solche aus Barchent und solche zum Wechseln etc. Nachdem sie alle Sachen aufgezählt hatte, gab ihr der Beamte zu verstehen, dass er ihr nicht glaube und dass sie nie so viel Wäsche haben besitzen können. Anscheinend musste man nur reich genug sein, damit einem geglaubt wurde. Einem armen Teufel, der sich abplagte und sich nichts gönnte und schaute, dass alles in Ordnung war, dem glaubte man nicht. Diese Beamten fühlten sich wie kleine Herrgötter. Manche kamen mir vor wie kleine Diktatoren, die glaubten, meiner alleinstehenden Mutter sagen zu müssen, was zu machen sei.

Als Held habe ich mich nie gefühlt. Ich erhielt von der Carnegie-Stiftung für Lebensretter eine Taschenuhr mit Widmung und eine Urkunde, die ich erst nach vielen Jahren aufgehängt habe. Ich war ja nur ein ausführendes Organ. So habe ich es immer gesehen. Es war mir peinlich, darauf angesprochen zu werden. Eine Tante, die wir sonst kaum je sahen, konnte auf einmal nicht oft genug zu Besuch kommen. Sie erzählte allen, dass derjenige, welcher seine drei Brüder aus dem brennenden Haus gerettet habe, ihr Neffe sei. Ich hatte das nicht gern.

Als leidenschaftlicher Bastler habe ich immer grosse Freude, wenn ich etwas Schönes gemacht habe und dafür gelobt werde. In diesem Fall kann ich mich über ein Lob freuen. Ich hatte aber nie

das Gefühl, es sei mein Verdienst gewesen, dass meine Brüder wohlbehalten und ohne den geringsten Kratzer aus dem brennenden Haus kamen.

Die Stadt Schaffhausen schickte mir einen von Stadtpräsident Walther Bringolf unterzeichneten Brief und schenkte mir ein Sparbuch mit 1'000 Franken. Ich konnte das Geld allerdings erst als Zwanzigjähriger abheben, solange blieb es gesperrt. Einem armen Schlucker konnte man doch nicht einfach so viel Geld in die Hand drücken, der konnte ja sowieso nicht damit umgehen. Na ja, ich hatte die Zusicherung, dass es später einmal mir gehören würde.

Zwischen uns Brüdern hat sich durch die Bombardierung nicht viel verändert. Ich war mit Abstand der Älteste, und da mein Vater fehlte, bin ich immer mehr in die Verantwortung hineingewachsen. Eine richtige Jugend hatte ich nicht. Für meine Brüder war ich schon vor der Bombardierung eine Art Respektperson. Sie nannten mich nur ihren alten Bruder.

Ich glaube nicht, dass Schaffhausen versehentlich bombardiert wurde. Die Schweiz war ja nicht so sauber – ich meine in Bezug auf die Neutralität. Da fuhren deutsche Güterzüge mit der Aufschrift «Räder müssen rollen für den Sieg» durch Schaffhausen, und die Schweiz hat an Deutschland Waffen geliefert. Ich bezweifle, dass der Bahnhof und die Industriebauten am Rhein nur aus Irrtum getroffen wurden. Wir hatten schon vor der Bombardierung auf vielen Dächern ein Schweizerkreuz aufgemalt gehabt, und so ortsunkundig waren diese Piloten ja auch nicht. Andere Ziele, beispielsweise Friedrichshafen, haben sie jedenfalls auch getroffen. In Thayngen stand eine grosse Scheune, welche auf beiden Seiten ein Schweizerkreuz aufgemalt hatte, und trotzdem sind auch dort Bomben abgeworfen worden. Ich glaube nicht an diese Zufälle. Nur, die Wahrheit werden wir nie erfahren, und sie bringt auch nichts mehr. Sie bringt niemanden mehr zum Leben.»



**Edgar Meier: Fragen der Gewalt wurden für mich zu einem wichtigen Thema.** Der in Schaffhausen arbeitende Vertreter Jakob Meier wollte – ausnahmsweise erst am Samstag – zu seiner Familie nach Zürich zurückkehren. Er befand sich beim abfahrtsbereiten Zug, als die Bomben in den Bahnhof einschlugen. Jakob Meier wurde getroffen und erlag seinen schweren Verletzungen sofort. Sein Sohn, Dr. Edgar Meier, lebt heute in Männedorf und arbeitet als Psychiater. Als sein Vater ums Leben kam, war er achtjährig.

«Der 1. April 1944 war ein Samstag. Die Sonne strahlte fröhlich. Um elf Uhr kam ich von der Schule. Ich war damals achtjährig und erinnere mich, wie wir als Buben unsere wilden Spiele trieben.

Mein Vater kehrte normalerweise am Freitagabend von Schaffhausen, wo er bei einem Radiogeschäft als Vertreter arbeitete, nach Zürich zurück. Es war aussergewöhnlich, dass er sich erst am Samstag auf den Heimweg machte. Um die Mittagszeit drangen die ersten Schreckensmeldungen aus Schaffhausen nach Zürich. Wir hörten davon auf der Strasse, von Nachbarn. Ein Radio hatten wir nicht. Als Vater am Nachmittag noch immer nicht zurückgekehrt war, brachten wir dies mit der Bombardierung in Zusammenhang. Schlimme Ahnungen kamen auf. Meine Mutter stand in der Küche und rührte den Teig für einen Kuchen zusammen.

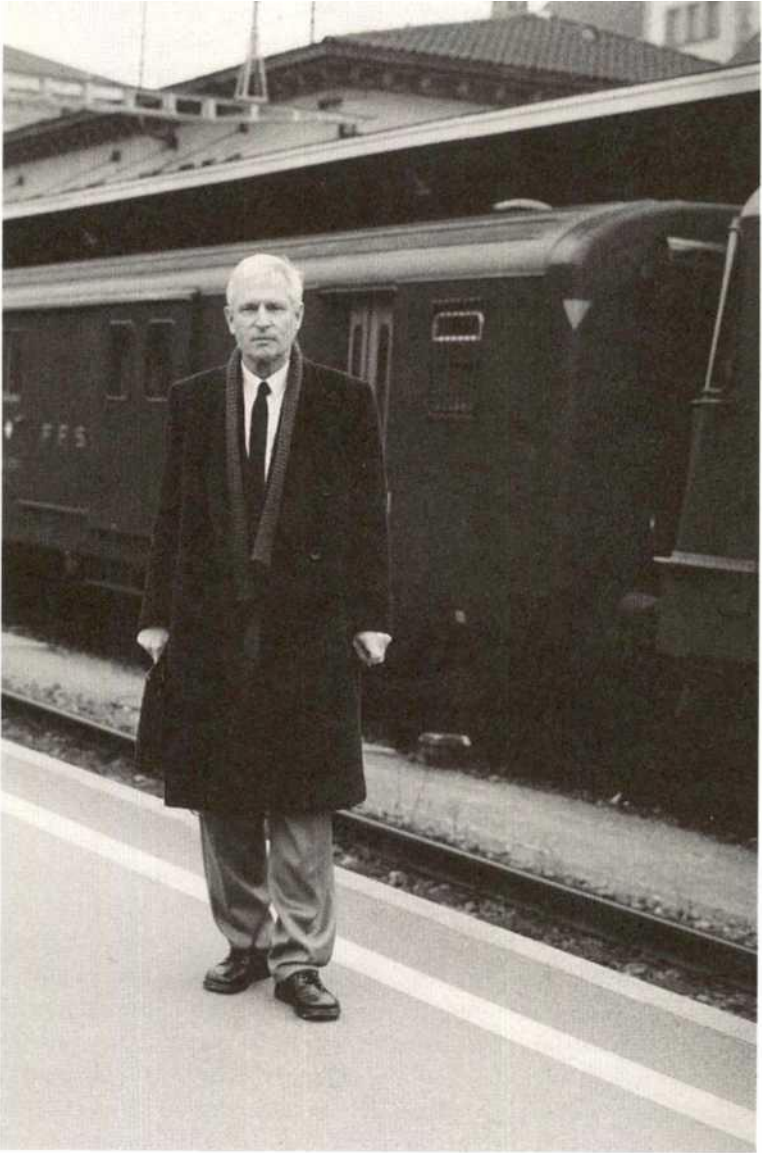
Ich sass daneben und sah, wie sie weinte. Die Tränen tropften auf ihre Hände und den Teig. Wir wussten nicht, was geschehen war. Wir hatten Angst.

Die Nachricht erhielten wir von einer Frau, die an unserer Strasse wohnte. Sie hatte im Gegensatz zu uns ein Telefon und war offenbar orientiert. Sie kam zu uns und sagte es meiner Mutter. Dies war am Sonntagmittag. Bald darauf kamen Verwandte, die in der Nähe wohnten.

Am Montag erschienen weitere Verwandte. Sie fuhren nach Schaffhausen, um die Leiche zu sehen. Wir Kinder waren nicht dabei. Mir wurde erzählt, Vater habe am Bahnhof auf die Abfahrt des Zuges gewartet. Er hatte im Wagen offenbar mittels abgelegten Gegenständen einen Platz besetzt. Aus irgendeinem Grund verliess er den Zug dann wieder. Als die Bombe einschlug, hielt er sich auf dem Perron auf. Er hatte schwere Schädelverletzungen und muss furchtbar ausgesehen haben.

Die Begräbnisfeier fand in der St. Antoniuskirche in Zürich statt. Nachher fuhr die Trauergesellschaft zum Friedhof Enzenbühl. Dort warteten viele Leute. Ich erinnere mich an zahlreiche Uniformierte, wohl Dienstkameraden meines Vaters. Eine Militärmusik spielte. Es wurde als wichtig empfunden, dass all diese Leute Anteil nahmen. In Schaffhausen fand eine gemeinsame Bestattung der Opfer statt. Mutter wollte aber, dass mein Vater in Zürich beerdigt wurde.

Für die Familie war der Tod meines Vaters eine Katastrophe. Wir waren drei Kinder, das jüngste gerade halbjährig. Ich war acht Jahre alt, meine Schwester zwölf. Wir lebten in einfachen Verhältnissen. Meine Mutter kam vom Land und hat sich in der Stadt eigentlich nie richtig zurechtgefunden. Sie war traurig und zerrissen. Sie weinte tagelang, und es mussten immer Verwandte da sein, die zu ihr schauten. Ich erfasste wohl, dass etwas Schreckliches passiert war, und selbstverständlich war mir klar, dass Vater nicht mehr zurückkommen würde. Auf einer anderen Ebene konnte ich es nicht akzeptieren. Ich erinnere mich an Träume, in denen mein Vater nicht gestorben war. Ich stellte mir vor, er sei nach Amerika ausgewandert. Obwohl ich genau wusste, dass er tot war, tröstete mich diese Vorstellung. Die Amerikaner hatten Vater nicht ge-



Edgar Meier beim Bahnhof Schaffhausen (1994).

tötet, sondern mit sich genommen. Meine Schwester reagierte sehr gefasst. Sie weinte nicht und wurde deswegen auch gelobt.

Durch das Ereignis geriet die Familie in eine schwierige finanzielle Lage. Geistliche kamen uns besuchen, machten Angebote etwa für Kleider und stellten sonstige Hilfe in Aussicht. Mutter wies alles zurück. Sie war zu stolz, dies anzunehmen. Später wurde eine finanzielle Regelung gefunden, indem die SUVA an die Mutter und uns Kinder Renten auszahlte. Dies war aber nicht auf Anhieb so. Mutter liess sich von einem Anwalt beraten, und da die Rentenberechtigung zuerst nicht anerkannt wurde, kam es zu einem Prozess. Dieser fiel schliesslich zu unseren Gunsten aus. Aufgrund von Verhandlungen erhielten wir schliesslich von den Amerikanern eine Abfindung in der Höhe von 70'000 Franken. Soviel kostete damals in Zürich ein einfacheres Haus.

Dieses Geld ermöglichte es meiner Mutter, nach uns Kindern zu schauen. Sie musste nun nicht mehr arbeiten gehen. Da mein Vater lange arbeitslos war, hatte sie während Jahren als Spetterin Geld verdient. Die ersten regelmässigen Einkünfte für uns waren damals, – als mein Vater zum Militärdienst eingezogen wurde – die Soldgelder. Eine Arbeitslosenentschädigung gab es nicht.

Ich glaube, dieses Unglück hat uns Kinder stark geprägt. Einmal war da der Verlust des Vaters. Er fehlte als Vorbild. Ich suchte als Bub danach, auch ausserhalb, in der Kirche, in der Pfadi, bei Lehrern. Ich fand keinen erwachsenen Mann, den ich hätte idealisieren können, wie es ein Bub in diesem Alter nötig hat.

Kam hinzu, dass mein Vater ja nicht irgendwie ums Leben gekommen war. Es waren diese Öffentlichkeit und vor allem die Gewaltsamkeit seines Todes, die mich beschäftigten. Fragen der Gewalt wurden für mich, wie ich erst Jahre später erkannte, zu einem wichtigen Thema. Die Auseinandersetzung damit hat mich immer wieder beschäftigt. Ich pflegte schon in meiner Jugendzeit Freundschaften zu Menschen, die in irgendeiner Weise Opfer von Kriegsgewalt waren. Ich hatte einen deutschen Freund, der in seiner Jugendzeit aus Berlin, wo er aufgewachsen war, deportiert worden war. Mit ihm zusammen besuchte ich das Heim, in dem man ihn festgehalten hatte. Ich finde besonders leicht eine gemeinsame Ebene mit Menschen, die wie ich im Krieg Schädigungen seelischer oder materieller Art erlitten haben.

Mir fiel auf, dass ich im Rahmen meiner psychologischen Ausbildung immer wieder den Austausch mit Therapeuten aus Amerika suchte. Zu ihnen entwickelte ich eine länger anhaltende Anhänglichkeit. Ich erlernte die englische Sprache, in der ich auch meine erste Psychoanalyse machte.

Wenn ich zurückschauen, fällt mir auf, dass ich vor dem Tod meines Vaters ein lebhaftes Kind war, das sich mit den anderen Buben ständig herumraufte. Nachher war dies nicht mehr so. Ich war irgendwie gehemmt.

Im Alter von 25 Jahren passierte mir in einem Zürcher Restaurant Folgendes: Ich erblickte einen Mann, der meinem Vater sehr ähnlich sah. Ich gab mich der Illusion hin, dass dies mein zurückgekehrter Vater sei. Gleichzeitig wusste ich, dass dies nicht Wirklichkeit sein konnte.

Die Bombardierung war ein schwerer Schicksalsschlag, der mit grosser Gewalt über unsere Familie hereinbrach. Über die fraglichen Ursachen des Angriffs habe ich einiges gehört. Die amerikanischen Bomber wurden anscheinend von einem deutschen Jagdflieger verfolgt und sollen die Bomben abgeworfen haben, um manövrierfähiger zu werden. Später las ich Interpretationen, wonach die Amerikaner mit der Schweizer Politik gegenüber Nazi-Deutschland nicht einverstanden waren. Vor allem die wirtschaftlichen Beziehungen, welche die Schweiz mit Deutschland pflegte, seien den Amerikanern ein Dorn im Auge gewesen. Die Bombardierung wäre demnach als Vergeltungsschlag anzusehen. In diese Interpretation wurden auch immer wieder die Bomben miteinbezogen, die in Zürich-Oerlikon, nahe der Bührle-Waffenfabrik, niedergingen.

Tatsache ist aber, dass die Amerikaner die Opfer der Bombardierung entschädigt und das Geschehene offiziell als Versehen bezeichnet haben. Mit der Gewissheit, dass die Bombardierung absichtlich erfolgte, könnte ich nur sehr schwer leben.»

**Hans Harder: Einige Bilder konnten nur noch als angekohlte Bretter geborgen werden.** Hans Harder arbeitete seit 1942 als Restaurator der Kunstabteilung des Museums zu Allerheiligen. Während der Bombardierung, die den Westtrakt des Museums mit der Kunstsammlung weitgehend zerstörte, hielt er sich in Winterthur auf. Die wenigen Minuten der Bombardierung hinterliessen Bilderschäden, die – wenn überhaupt – nur in jahrelanger Kleinstarbeit behoben werden konnten. Hans Harder hat neun schwer beschädigte Gemälde restauriert und der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht. Er ist heute achtzigjährig und lebt in Schaffhausen.

«Während der Bombardierung war ich in Winterthur. Auch hier war Fliegeralarm ausgelöst worden. Trotz der heulenden Sirenen suchten nur wenige Leute die Schutzräume auf. Viele stiegen auf Dächer, um den Himmel nach Flugzeugen abzusuchen. Auch ich stand auf einem Dach, als aus nördlicher Richtung ein Donnern zu vernehmen war und ich am Horizont eine Art Leuchtspur entdeckte. Ich nahm an, dass es die deutsche Nachbarstadt Singen getroffen hatte.

Bald erfuhr ich, was wirklich geschehen war. Als ich im Laufe des Samstagnachmittags nach Schaffhausen zurückkehrte, wollte

ich sofort ins Museum, um zu schauen, was da passiert war. Soldaten hatten aber alles abgesperrt und liessen mich nicht durch. Sie wussten ja nicht, dass ich Museumsangestellter war.

Erst am 2. April verschaffte ich mir mit Museumsdirektor Dr. Guyan einen ersten Überblick. Von den zerstörten und beschädigten Bildern machte ich noch am gleichen Tag Belegfotos.

Einige Bilder kamen allerdings erst im Laufe der Aufräumarbeiten zum Vorschein. Dazu gehörte das berühmte Luther-Portrait Lucas Cranachs des Altern. Es stammte vom Meister selber und nicht bloss aus seiner Schule, denn es war mit der Cranach-Schlange signiert. Von diesem Bild konnten nur noch zwei angekohlte Bretter aus dem Schutt geborgen werden. Die Einzelteile liessen sich zwar einigermassen zusammenfügen, aber es war nichts mehr zu machen. Ich hätte gerne versucht, das Bild zu restaurieren, doch ausgerechnet die Gesichtspartie war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ich habe das Fragment jahrelang in meinem Atelier aufbewahrt.

Zu den vollständig zerstörten Werken gehörten auch die Bilder von Tobias Stimmer. Hier blieb einzig das berühmte Gessner-Portrait erhalten. Die bedeutende Sammlung Schaffhauser Künstler (zu ihr gehörten u.a. die Werke Johann Jakob Schalchs und Johann Ulrich Schnetzlers) wurde vollständig vernichtet. Insgesamt gingen 70 Bilder verloren.

Neun Bilder wiesen verschieden schwere Beschädigungen auf und konnten konserviert bzw. restauriert werden. Zu ihnen gehörten das Votivbild der Familie Jünteler, das erwähnte Portrait Gessners und die gotischen Bildtafeln.

Das Jünteler-Votivbild wurde eigentlich nur durch einen glücklichen Zufall gerettet. Ein Insasse des nahen kantonalen Gefängnisses hatte sich unter Lebensgefahr in die bereits in Flammen stehende Kunstabteilung gewagt, das schon schwer beschädigte Bild von der Wand genommen und durch ein Fenster ins benachbarte kantonale Amtshaus hinübergereicht. Für mich ist es noch heute schwer vorstellbar, wie ein einzelner Mann dies schaffen konnte. Das Jünteler-Bild ist ziemlich gross (*115 x 219 cm*), besteht aus Holzbrettern mit einem massiven Rahmen und ist so schwer, dass ich es ohne Hilfe nicht tragen konnte. Ohne es vielleicht zu wis-

sen, hatte dieser Häftling eines der bedeutendsten Bilder der Sammlung gerettet.

Die Beschädigungen am Bild waren allerdings gross und unterschieden sich von Tafelbrett zu Tafelbrett. Die härteren Teile hatten der Brandeinwirkung eher standgehalten als die weicheren. Der Hitzeschwall ging von unten links nach oben rechts über das Gemälde.

Auch die Rettung des Gessner-Portraits ist einer Verkettung glücklicher Umstände zuzuschreiben. Es wurde durch den gewaltigen Luftdruck der Explosion ins Freie geschleudert, ohne dabei grossen Schaden zu nehmen. Lediglich im unteren Bildbereich, im dunklen Gewand Gessners, wies es einige kleinere Farbschichtschäden auf. Diese Stellen musste ich ergänzen.

Natürlich hat man sich hinterher gefragt, warum die Kunstsammlung nicht an einen sicheren Ort evakuiert worden war. Zu Beginn des Krieges war dies der Fall gewesen, indem die Bilder im Luftschutzraum des Museums eingelagert wurden. Später hat man dies wieder rückgängig gemacht, um den Museumsbetrieb aufrecht erhalten zu können. Wer dies angeordnet hatte, weiss ich nicht mehr.

Die Behandlung der beschädigten Bilder erforderte aufwendige Arbeiten. Ich hatte eigentlich die Kündigung in der Tasche, denn meine Anstellung als Restaurator am Museum zu Allerheiligen war auf zwei Jahre beschränkt gewesen und wäre im Sommer 1944 ausgelaufen. Unter den neuen Umständen konnte ich natürlich bleiben. Arbeit gab es jetzt ja mehr als genug.

Mit der Zeit begann ich, mich der Schadensbilder der Bombardierung anzunehmen. Das Jünteler-Gemälde kam dabei als letztes an die Reihe. Ich ging davon aus, dass die anderen schneller wiederhergestellt sein würden. Wenn ich mit dem Jünteler begonnen hätte und die anderen Bilder lange liegengeblieben wären, hätten diese in der Zwischenzeit Schaden nehmen können. Das Problem war ja, dass sich die durch den Russ, Rauch und Staub teilweise stark verschmutzten Farbschichten von den Bildträgern (Holztafeln) gelöst hatten. An manchen Stellen hätte man sie einfach wegblasen können.

Ich begann also mit den Arbeiten an den gotischen Bildtafeln und am Gessner-Portrait. Heute restauriert man anders als früher,





Hans Harder bei der Schillerglocke auf dem Areal des Museums zu Allerheiligen, Schaffhausen (1994).

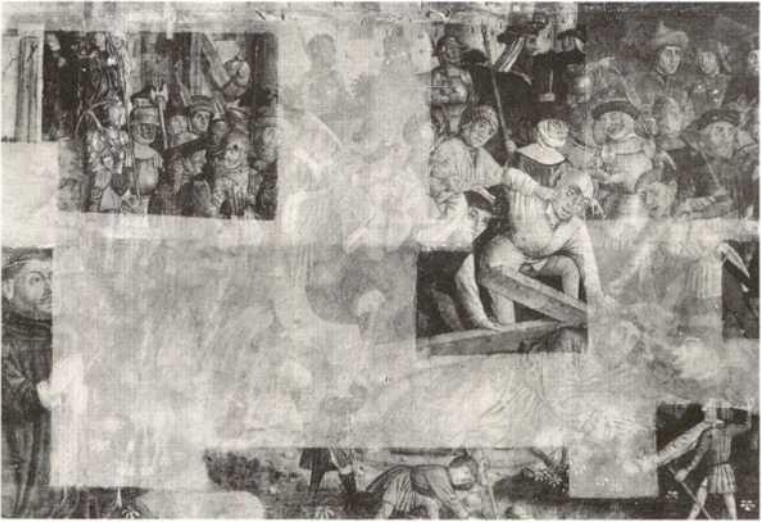
als fehlende Teile von Malereien möglichst originalgetreu restauriert – also nachgemalt – wurden. In diesem Bereich ist man heute sehr vorsichtig. In den Museen legt man grossen Wert darauf, dass nicht zu viel ersetzt wird. Ich habe bei den meisten Bildern nur konserviert, d.h. in minutiöser Arbeit die losen Farbteile fixiert und nachher gereinigt. Nur in wenigen Fällen musste ich restaurieren.

Auch beim schwer beschädigten Jünteler-Votivbild musste ich nur sehr wenig ergänzen. Das Tafel-Gemälde besteht aus drei Brettern, die miteinander verbunden sind. Bei diesen Übergängen, den mit Kitt gefüllten Fugen, hatte sich die Farbschicht vollständig gelöst und war verloren. An diesen wenigen Stellen habe ich sie ersetzt.

Generell bestand die Schwierigkeit darin, dass ich vor der Fixierung nicht reinigen konnte, da die Farbschicht dermassen vom Bildträger gelöst war. Die Verunreinigungen – verursacht durch Russ und teilweise auch durch das Wasser der Löscharbeiten – konnten so erst nachträglich rückgängig gemacht werden. Für die Fixierung verwendete ich eine Harz-Wachs-Verbindung, welche mit dem Pinsel sorgfältig aufzutragen war. Ich musste dabei Millimeter für Millimeter vorgehen. Die gelösten Farbteilchen legte ich mit dem Heizspachtel unter Druck nieder.

Nicht immer ist es gelungen, die Originalfarbe wieder hervorzuholen. Dies zeigt sich etwa beim Jünteler-Gemälde, das sich ursprünglich durch kräftige, satte Farben auszeichnete. Diese sind heute teilweise verloren. Das intensive Grün der Wiese beispielsweise ist nur noch an einigen Stellen – im unteren linken Teil des Bildes – zu erkennen. An den anderen Orten hat es sich in ein dunkles Rotbraun verwandelt. Glücklicherweise konnte das Zinnoberrot der Gewänder und der Stadtdächer in seiner ursprünglichen Intensität wieder sichtbar gemacht werden. Auch die weissen und hellen Stellen haben der Hitzeeinwirkung gut standgehalten und nichts von ihrer Ursprünglichkeit eingebüsst.

Die Wiederherstellung des Jünteler-Gemäldes hat Jahre gedauert. Natürlich war ich nicht die ganze Zeit nur damit beschäftigt, aber ich habe regelmässig daran gearbeitet. Anlässlich der Daniel Lindtmayer-Gesamtausstellung anfangs der fünfziger Jahre konnte es der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden. Nach



Jünteler-Votivtafel (Ausschnitt) während der Restaurierung

einiger Zeit musste es allerdings unter Glas gelegt werden, da es durch Besucher immer wieder zu mutwilligen Beschädigungen kam.

Die Wiederherstellung der Bilder wurde durch Leistungen von Versicherungen und durch die amerikanische Entschädigung finanziell voll abgedeckt.

Wie gesagt, während der Bombardierung war ich in Winterthur. Der Himmel dort war teilweise bedeckt. Über Schaffhausen dagegen soll es nur wenig bewölkt gewesen sein. Die Bomber sind mit einer Geschwindigkeit von 500 bis 600 km/h auf die Stadt zugeflogen, die Besatzungen sahen wegen der über Schaffhausen nur ganz spärlichen Bewölkung plötzlich eine rechtsrheinische Stadt - ich glaube, da ist eine Verwechslung durchaus möglich. Die Piloten waren wahrscheinlich auch manchmal irritiert und wussten nicht genau, wo sie sich befanden. Das ist verständlich. Man hat auch nie einen Vorwurf gehört an die Adresse der Amerikaner. Dass Schaffhausen getroffen wurde, hat man sicher zu Recht als irrtümliche Bombardierung registriert.»

**BILDER**

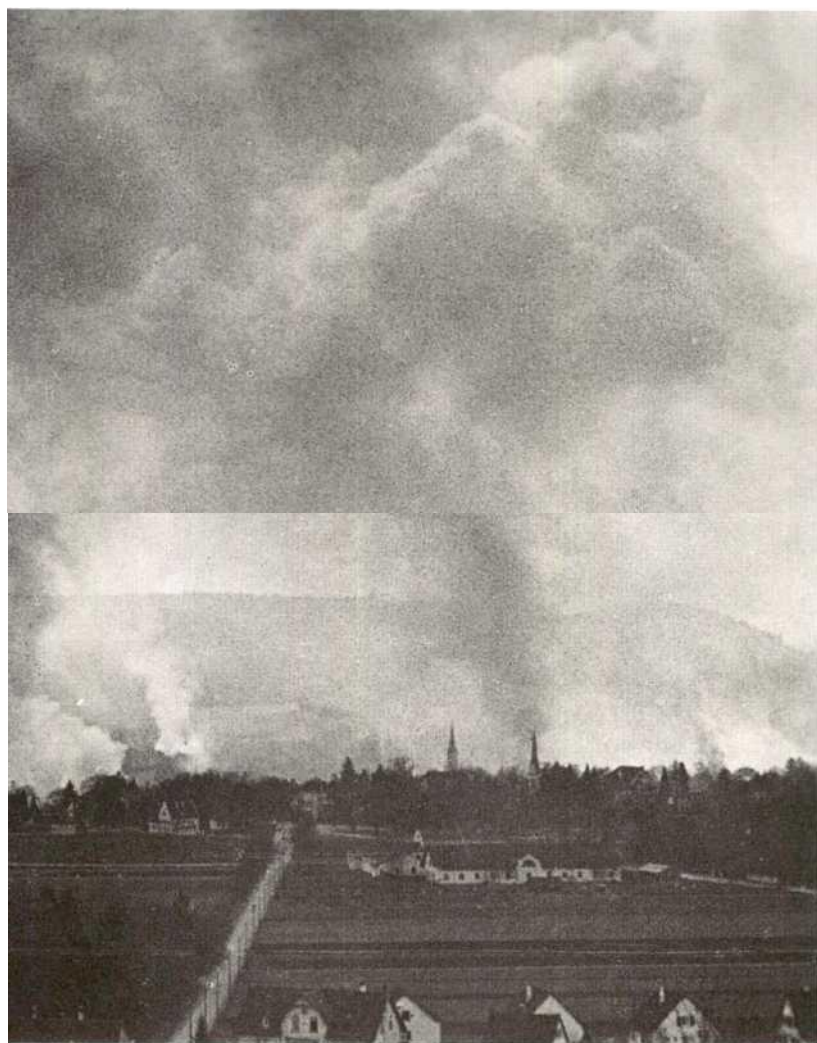


Die südliche Altstadt kurz nach der Bombardierung





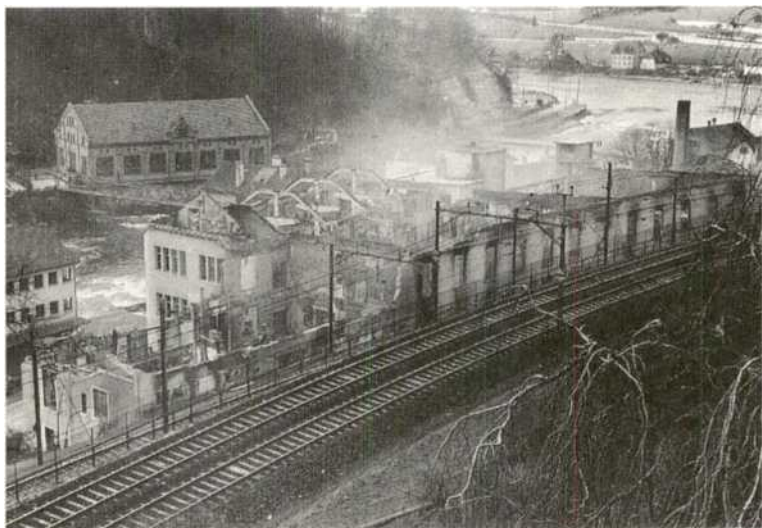
Blick über die Stadt







Im Mühlenquartier



Industriebauten im Mühlenquartier



Frauengasse



Blick vom Herrenacker zum Rheinschulhaus



Frauengasse



Naturhistorisches Museum auf dem Herrenacker



Gerettetes Ausstellungsgut des Naturhistorischen Museums



Auf dem Herrenacker



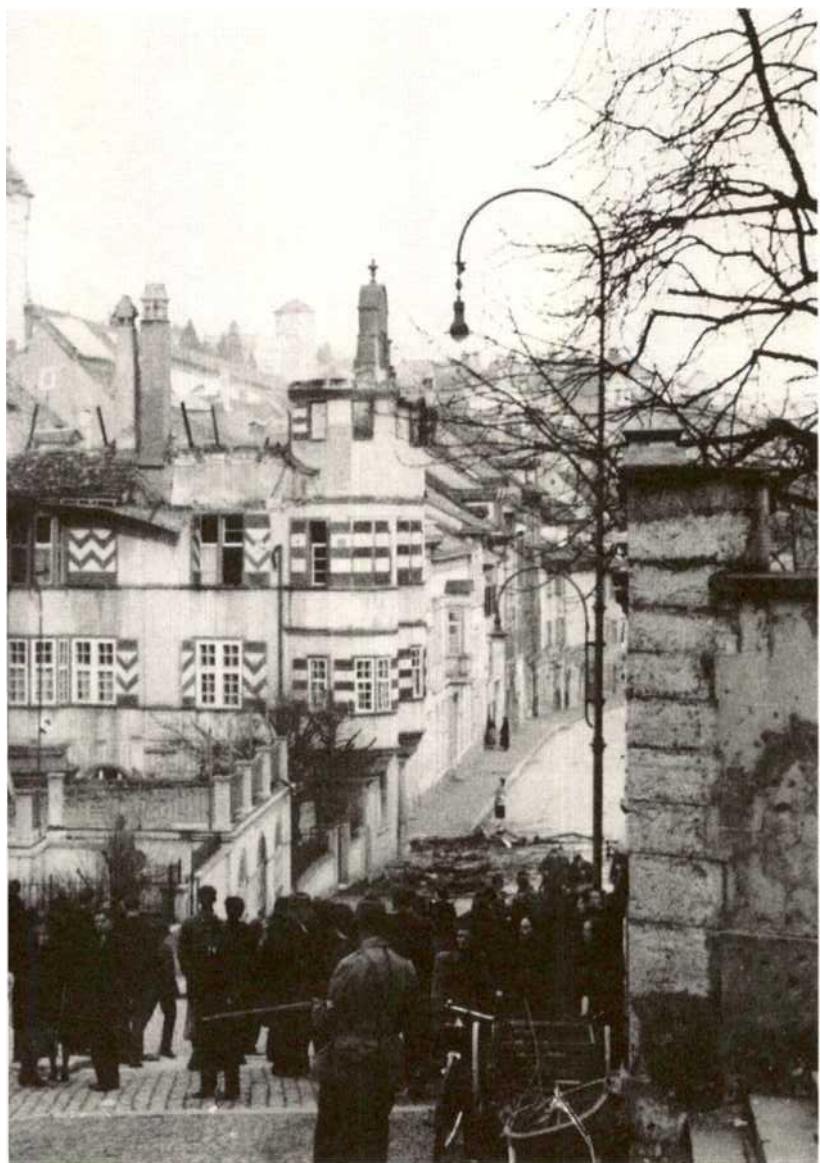
Beckenstube



In einem Büroraum bei der Beckenstube



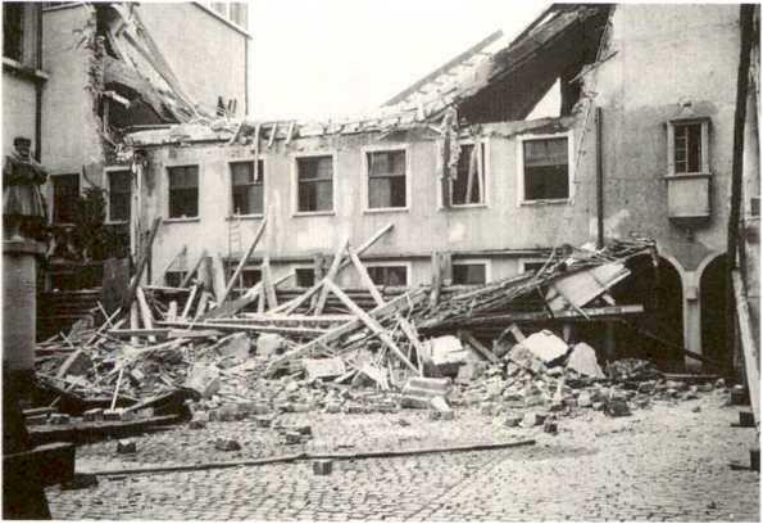
Der Thiergarten







Museum zu Allerheiligen (Kunstabteilung)



Museum zu Allerheiligen (Westtrakt)



Auf der Vorgasse



Fronwagplatz



Bei der Tanne



Grabenstrasse mit ausgebranntem Haus zur Landkutsche



Katholisches Vereinshaus



Bahnhof nach Neuhausen

**DOKUMENTE**

**Ereignis.** Zu den Dokumenten über die Bombardierung und ihre unmittelbaren Folgen gehören die wichtigsten amtlichen Berichte, Ausschnitte aus Zeitungsmeldungen und Darstellungen von Augenzeugen.

*Amtliche Berichte. Stadtpräsident Walther Bringolf erstattete dem Parlament und der Bevölkerung an der ausserordentlichen Sitzung des Grossen Stadtrates vom 12. April 1944 Bericht über die Bombardierung der Stadt, über das Ausmass der Schäden und über die behördlichen Massnahmen, welche die verheerenden Auswirkungen der Katastrophe mit allen menschenmöglichen Mitteln eindämmen sollten.*

*Obschon die Ausführungen des Stadtpräsidenten unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse stehen, zeugen sie von der erstaunlichen Distanz des kraftvoll und gefasst agierenden Magistraten. Bringolf zeichnet das Idealbild einer zur straff geführten, unzertrennlichen Einheit verschmolzenen Gemeinde, die durch den Schrecken der Ereignisse zusammengehalten wird. Dieses Denken macht den Text zu einem wertvollen Zeugen der damaligen Kriegszeit. Die Bedeutung des Textes reicht aber darüber hinaus: Die Ausführungen Bringolfs können noch heute, obschon der Wissensstand wenige Tage nach dem Unglück zwangsläufig unvollständig war, als genauester und umfassendster Bericht über die Bombardierung gelten.*

«In der ersten Zeit nach Kriegsausbruch galt der Befehl an die Bevölkerung, sich nach Auslösung des Fliegeralarmes, der in der Stadt Schaffhausen mit 14 Sirenen verkündet wird, die Strassen sofort zu verlassen und die nächstgelegenen Luftschutzräume aufzusuchen. Dieser Befehl wurde später aufgehoben. Man empfahl der Bevölkerung, von sich aus nach Fliegeralarm die Strassen, Fenster und Wohnungen zu verlassen, sich in die Luftschutzräume oder doch in Deckung zu begeben.



Die seit Jahren sich immer wiederholenden zahlreichen Überfliegungen unseres neutralen Gebietes, welche bisher zu keinen besonderen Verletzungen durch Bombenabwürfe führten, haben, im Zusammenhang mit der Lockerung der Luftschutz-Vorschriften im Alarmfall, unsere Bevölkerung in Sicherheit gewiegt. Fast jeder unter uns benützte nach Auslösung des Fliegeralarmes, bei Tag und bei Nacht, die Gelegenheit, Motorengeräusche abzuhören oder überfliegende Flugzeuge zu beobachten. Seit den Herbstmonaten des Jahres 1939 sind im Kanton Schaffhausen oder in der näheren Umgebung keinerlei irrtümliche Bombenabwürfe mehr erfolgt.

Diese Erfahrung in einer Zeit des sich steigenden Luftkrieges und zunehmender Überfliegungen unseres Luftraumes erhöhte das Gefühl der Sicherheit und veranlasste viele Bewohner, die Überfliegungen als mehr oder weniger interessantes Schauspiel zu beobachten. Ein bestimmtes Gefühl der Sicherheit durften wir deshalb beanspruchen, weil unser Land nicht am Krieg beteiligt ist und nur seine bewaffnete Neutralität aufrechterhält und verteidigt. Überdies befinden sich im Gebiet der Stadt und des Kantons Schaffhausen und auch im benachbarten Gebiet der Kantone Zürich und Thurgau keinerlei Mittel der aktiven oder passiven Fliegerabwehr.

Als am 1. April 1944 die Alarmsirenen ertönten, suchte nur ein geringer Teil der Einwohner unserer Stadt sofort die Luftschutzräume auf. Jedermann durfte annehmen, dass die von vielen hundert unserer Bewohner auf ihrem Anflug gesichteten und beobachteten drei Flugzeuggeschwader sich, wie bisher, mit der Verletzung unseres neutralen Luftraumes begnügen würden. Mit Bombenabwürfen rechnete niemand. Das Bewusstsein, an diesem schrecklichen Kriege nicht aktiv beteiligt zu sein, das Gefühl, unser Schweizergebiet werde am allerwenigsten am Tage durch Bombenabwürfe verletzt, war allgemein. Nur die hiefür berufenen Organisationen des Luftschutzes und der Polizei und ihre Leiter schenken dem Ereignis der Überfliegung und dem Fliegeralarm erhöhte Beachtung und Wachsamkeit. Aber auch sie wurden durch die unmittelbar folgenden Ereignisse überrascht.

Diese tatsächliche Lage gilt es zu berücksichtigen, wenn im nachfolgenden, auf Vollständigkeit und absolute Exaktheit keineswegs

Anspruch erhebenden Bericht, eine erste, zusammenfassende Darstellung über die Bombardierung unserer Stadt am 1. April 1944 gegeben wird.

Bericht über die Bombardierung. Am Vormittag des 1. April 1944, ungefähr um 10.15 Uhr, überflogen drei kleinere Geschwader amerikanischer Bomber, vermutlich Liberator-Typen, nördlich unseres Kantons deutsches Gebiet. Sie hielten sich im blauen, von Wolkenfetzen bewegten Himmel kurze Zeit über der Gegend von Singen am Hohentwiel und Gottmadingen auf. Die Flugzeuggeschwader nahmen dann östlichen Kurs und flogen, immer noch auf deutschem Gebiet, Richtung Radolfzell-Konstanz. Sie wandten sich leicht nach Norden und müssen dann, mutmasslich, wieder nach Süden abgedreht und über den Bodensee geflogen sein. In der thurgauischen Gemeinde Kreuzlingen wurde das Motorengeräusch ungefähr um 10.30 Uhr deutlich vernommen. Gleichzeitig beobachtete man von Kreuzlingen aus einen einzelnen deutschen Jagdflieger, der in rasendem Tempo den Luftraum durchquerte. Etwas später wurden die drei Flugzeuggeschwader über Wil (Kanton St. Gallen) beobachtet und festgestellt, dass sie in der Richtung Frauenfeld flogen. Die Geschwader tauchten wieder etwas später aus der Richtung Frauenfeld herkommend und ungefähr nordwestlich fliegend, über der Gegend von Stammheim-Schlatt auf. Bei Schlatt-Paradies begannen die ersten Bombenabwürfe. Eine «Strasse» der Abwürfe lässt sich genau aus der Gegend Schlatt-Paradies und dem Kohlfirstwald über Feuerthalen, den Rhein, Schaffhausen, Richtung Engewald, Randen, Hallau feststellen. Von Schaffhausen aus haben einige Beobachter unmittelbar vor den Bombenabwürfen über der Stadt einen einzigen Jagdflieger festgestellt, der sich in diesem Augenblick um das dritte Geschwader bewegte. Der gleiche Jagdflieger wurde in der gleichen Zeit vom Fliegerbeobachtungsposten Schleithimer-Randenturm beobachtet und festgestellt. Mutmasslich handelt es sich um eine Jagdmaschine vom Typ Focke-Wulf 190.

Nach den Angaben des Luftschutzkommandos der Stadt Schaffhausen erfolgte der Fliegeralarm am 1. April 1944 um 10.38 Uhr. Die Stadtpolizei notierte Fliegeralarm um 10.39 Uhr. Unmittelbar nach der Alarmierung durch die Sirenen wurden Flugzeuge,

die aus östlicher Richtung dem Rhein und der Stadt zuflogen, beobachtet. Vor der Erreichung des Stadtgebietes und der Überquerung des Rheines waren von blossem Auge drei Gruppen von Flugzeugen einwandfrei festzustellen.

Die erste Spitzengruppe von ungefähr 12 bis 15 Flugzeugen überflog die Stadt ohne Bomben abzuwerfen.

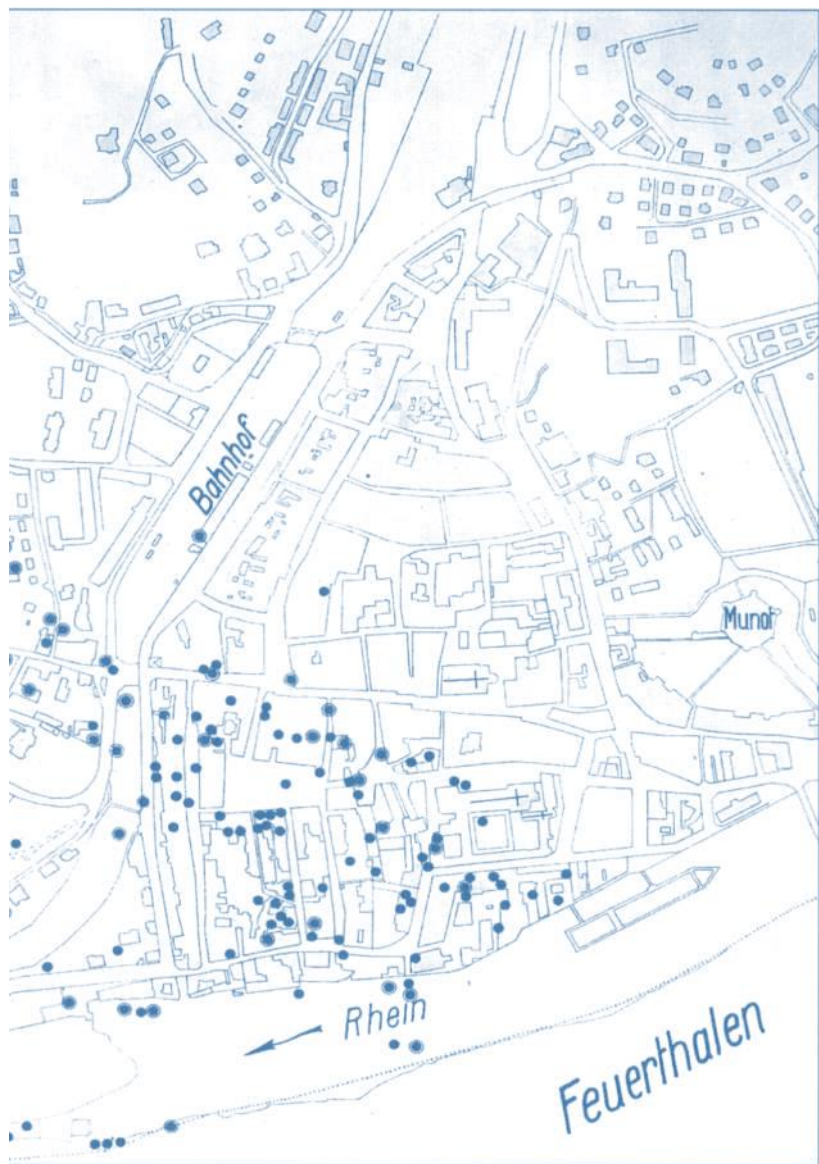
Eine zweite Gruppe von mehr als 20 Flugzeugen folgte der ersten in Keilformation, löste ein Leuchtsignal mit Rauchentwicklung aus und warf dann eine Bombenlast in der Gegend von Schlatt bis zum westlichen Ausläufer des Kohlfirstwaldes ab. Etwa 500 Brand- und Sprengbomben verursachten zahlreiche Einschläge in Feld und Wald, wirbelten starke Dreckfontänen auf, entwurzelten Bäume und verursachten starke Detonationen. Anscheinend hat keine der von diesem zweiten Geschwader abgeworfenen Bomben das eigentliche Gebiet unserer Stadt erreicht.

In kurzem Abstand folgte den beiden ersten Geschwadern ein drittes Geschwader. Es flog ebenfalls in Keilformation. Mindestens 24 Flugzeuge zählte dieses dritte Geschwader. Wiederum wurde ein Rauchsignal ausgelöst. Gleichzeitig waren deutlich zwei Salven Maschinengewehrfeuer hörbar. Der Himmel war klar. Kleinere Wölklein da und dort bemerkbar. Es herrschte kein Wind. Bodenabwehr gab es keine, weil keine vorhanden ist. Unmittelbar nach der Auslösung und dem Sichtbarwerden des Leucht- und Rauchsignals begann der Abwurf von Brand- und Sprengbomben. Um 10.55 Uhr schlugen die Bomben krachend im Stadtgebiet ein. Einer besonders starken Detonation folgte eine ganze Reihe weniger starker gleichartiger Geräusche. Durch die Altstadt und die südlich gelegenen Stadtteile ging in diesem Augenblick eine schwere Erschütterung. Der Abwurf der Bombenlast dieser Flugzeuggruppe dauerte nach unserer eigenen Schätzung etwa 30 bis 40 Sekunden.

Eine Minute später flammten mindestens 45 Brände, vorwiegend Grossbrände, an den verschiedensten Stellen der betroffenen Stadtgebiete auf. [...] Insgesamt haben die polizeilichen Erhebungen bisher mindestens 371 Brand- und Sprengbombeneinschläge im Stadtgebiet festgestellt. Wahrscheinlich beträgt die Zahl der gefallenen Brand- und Sprengbomben etwa 400. Nicht enthalten



Bombeneinschläge auf dem Gebiet der Stadt Schaffhausen



in dieser Zahl sind die in den Engewald und in das Eschheimertal und in das weiter nordwestlich gelegene Gebiet unseres Kantons gefallenen Bomben.

Deutlich lassen sich drei Zonen, die durch die Bombenabwürfe besonders schwer heimgesucht wurden, unterscheiden. Zwei Zonen sind ausgesprochene Stadtgebiete, Industrie- und Wohnviertel, und eine dritte Zone bilden die Geleiseanlagen und Bahndämme vom Bahnhof Schaffhausen Richtung Neuhausen. [...] Das eine der getroffenen Stadtgebiete ist umgrenzt durch die Vordergasse – Oberstadt – Grabenstrasse – Rheinstrasse – Baumgartenstrasse – Goldsteinstrasse. Eine grössere Anzahl von Brand- und Sprengbomben, die vermutlich diesem Stadtteil und dem Bahnhofgebiet von Schaffhausen galten, schlugen in der Krummgasse, westlich des Bahnhofs und der Bahngeleise in die Wohngebiete der Vordersteig, des Beckengässchens, der Steighalde und der Hintersteig ein, unmittelbar in der Nähe des Kantonsspitals. Die zweite Gruppe von Bombenabwürfen beginnt auf dem linken Rheinufer, traf dort die Schweizerische Bindfadenfabrik und das nach dem Rhein abfallende, leicht bewaldete Gebiet des Steinhölzli, bedrohte die auf dem linken Rheinufer befindlichen Zentralen A und B des städtischen Elektrizitätswerkes (Brand- und Sprengbombeneinschläge unmittelbar neben den Gebäuden dieser Zentralen), überspringt dann den Rhein und suchte die auf dem rechten Rheinufer liegenden Teile des Mühlenquartiers, entlang der Mühlenstrasse, heim. In ihrer weiteren, nordwestlich gerichteten Ausdehnung schlugen Brand- und Sprengbomben in Liegenschaften und Wohngebäude an der Fäsenstaubpromenade, in das katholische Vereinshaus bei der katholischen Kirche, in das Gebiet des Urwerf und des Bahntals (neben den beiden Bahndämmen der SBB und der Reichsbahn), in die beiden Bahndämme der SBB und der Reichsbahn selbst, in Liegenschaften und Gärten im Stokarberg, in das Gebiet der Stokarbergstrasse, in die Steigkirche an der Stokarbergstrasse, in Liegenschaften an der Sonnenburggutstrasse und im Sonnenburggut selbst, im Gebiete des Oelberg und schliesslich in die neuen Wohngebiete des Oerlifall-Engewald und in den Engeweiher selbst ein.

Das war die Sachlage, wie sie sich um 10.55 Uhr, kaum hatte das Krachen der Bombeneinschläge und Explosionen aufgehört, er-

gab. Unmittelbar nach den Einschlägen gingen beim Kommando der städtischen Luftschutzorganisation und bei der Stadtpolizei die ersten Hiobsbotschaften ein. Die Meldungen jagten sich. Hilfesuche und Hilferufe ergingen von allen Seiten. Ganze Strassenzüge seien in Flammen. Tote lägen da und dort. Schwerverletzte befänden sich in Not. Manche seien unter Hausrümmern verschüttet. Brände bedrohten ganze Quartiere, ja sogar ganze Teile unserer Stadt. Schon um 11 Uhr wurden die ersten, teilweise schwer Verletzten, auf der Stadtpolizei eingebracht, an anderen Orten festgestellt und vermittelten mit den eingehenden Meldungen ein erstes, wenn auch unzulängliches Bild der Katastrophe. Sofort setzten auch die Gegenmassnahmen der hiefür berufenen Organisationen und der freiwilligen Hilfskräfte aus der Bevölkerung ein.

Die Luftschutzorganisation der Stadt Schaffhausen operierte vorerst mit dem sich seit acht Tagen ständig im Dienst befindlichen Detachement von 36 Mann. [...] Um 11.04 Uhr erfolgte die Alarmierung der Autolöschzüge der städtischen Feuerwehr über den Telephonautomaten. Kaum war dieser Alarm durchgegangen, hörte das Funktionieren der Telephonverbindungen auf. Die bereits angeordneten Aktionen gingen trotzdem, wenn auch nur mit den verfügbaren Mitteln, weiter. Luftschutzangehörige und Polizisten schwärmten befehlsgemäss in das betroffene Stadtgebiet aus, leisteten überall, wo es notwendig war, erste Hilfe und brachten die so notwendigen Meldungen auf dem schnellsten Weg zurück. Angehörige des Werkluftschutzes der städtischen Werke zögerten ebenfalls keinen Augenblick mit dem Einsatz, überall dort, wo es sich aus den Verhältnissen als erforderlich erwies. [...]

Ungefähr um 11.30 Uhr traf Oberst Oskar Frey bei der Stadtpolizei ein und konnte, da er den Personenzug Zürich-Schaffhausen, der in Neuhausen am Rheinflall pünktlich 10.54 Uhr Richtung Schaffhausen wegfuhr, dann aber unterhalb des Charlottenfels wegen Bombeneinschlägen ins Bahntrasse und im Stadtgebiet durch das Ziehen der Notbremse angehalten wurde, verlassen hatte, eine erste Orientierung geben. Oberst Frey, der von seinem Standort im Eisenbahnzug und auf dem Bahndamm eine umfassende Übersicht über die Wirkungen der Bombardierung gewann, eilte zu Fuss durch die Mühlenstrasse – Oberstadt – Fronwagplatz zur Stadtpolizei. Dort traf er auf den Stadtpräsidenten und gab im

Beisein anderer Mitglieder des Stadtrates und des Polizeikommandos einen ersten, zusammenfassenden Gesamtüberblick über die Auswirkung der Bombardierung. Nach einer kurzen Beratung zwischen dem Stadtpräsidenten, Oberst Frey, dem Polizeikommando und anwesenden Offizieren der Truppe, die sich freiwillig gemeldet hatten, wurden sofort weitere Massnahmen grosszügigen Ausmasses zur Bekämpfung der Katastrophe angeordnet.

Im Augenblick der Bombenabwürfe war das Gros der Angehörigen der städtischen Luftschutzkompanie, der Feuerwehr, der Stadtpolizei, der Stadtwehr und anderer Hilfskräfte noch an ihren Arbeitsstätten, in den Betrieben und in den Büros. Für das ganze Stadtgebiet wurde Grossalarm gegeben. Er erfolgte vermitteltst Taxametern und mit den Typhonsirenen der Stadtpolizei. Plakate, die in Eile von Hand geschrieben wurden, gaben die Sammelstellen für die Alarmierten, soweit diese nicht ohnehin bekannt und gegeben waren, an. Alarmiert wurden auch sämtliche Wehrpflichtigen im ganzen Stadtgebiet. Durch Läufer, Velofahrer und Motorradfahrer wurden die Feuerwehren von Neuhausen am Rheinfall und von Winterthur mit ihren Motorpritzen, und anschliessend die Feuerwehren der Eisen- und Stahlwerke und aus dem ganzen Kanton gerufen. Die Feuerwehren aus der engeren Nachbarschaft, von Feuerthalen, Flurlingen und Buchthalen eilten freiwillig herbei, sobald sie selbst ihre Arbeit bewältigt hatten. Freiwillig bot sich auch die Motorspritze und Feuerwehr der Anstalt Rheinau an und traf rechtzeitig in Schaffhausen ein. Die Feuerwehr der Stadt Zürich wurde ebenfalls gerufen.

Bei Bauunternehmern wurden sofort Werkzeuge und andere Hilfsmittel für Räumungsarbeiten und zum Ausgraben von Verschütteten requiriert. Sie ergänzten die Arbeit des technischen Dienstes der städtischen Luftschutzorganisation.

Nach 12 Uhr begann das Telephon wieder zu funktionieren und erlaubte die Herstellung weiterer dringlicher Verbindungen. Etwa um 12.15 Uhr war der Grossalarm in der ganzen Stadt durchgeführt und um die gleiche Zeit waren auch die Lösch- und Rettungsarbeiten weitgehend eingeleitet, steigerten sich, sodass um 13 bis 13.30 Uhr etwa 11'000 Meter Feuerwehrschauch zur Brandbekämpfung im Gebrauch waren. Hand in Hand mit diesen Massnahmen wurde ein Sicherungs- und Absperrdienst organisiert, wurden die Toten und Verwundeten durch die eingesetzten



Organisationen, das Sanitätspersonal und freiwillige Hilfskräfte, geborgen. Zwischen 12 und 13 Uhr traten auch die Hilfskräfte, welche die Wehrpflichtigen stellten, ein und wurden dem Kommando von Major Rigassi unterstellt. [...] Die Feuerwehren von Feuerthalen, Neuhausen am Rheinfall, Beringen, Löhningen, Neunkirch, Thayngen, Buchthalen, Flurlingen, Rheinau und Winterthur verstärkten die Luftschutzfeuerwehren von Schaffhausen und Neuhausen am Rheinfall, und mit ihnen bekämpften die Betriebsfeuerwehren hiesiger Grossbetriebe, vor allen Dingen der Eisen- und Stahlwerke und des ganzen Ebnatquartiers, die Brände.

Kadetten und Pfadfinder hatten sich ebenfalls eingefunden und leisteten vorbildliche Arbeit auf allen Gebieten. Die Kriegsfürsorge-Organisation der Stadt Schaffhausen hatte inzwischen ihre Arbeit ebenfalls aufgenommen und nahm sich sofort mit eigenen und mit zusätzlichen Hilfskräften der betroffenen Bewohner an.

Zwischen 12 und 13 Uhr gelang es, alle getroffenen Hilfsaktionen, Massnahmen und Anordnungen auf dem Kommandoposten der Stadtpolizei, beim Stadtpräsidenten, zusammenzufassen, zu koordinieren und zentral zu organisieren. Wenige Minuten vor 11 Uhr war der Stadtpräsident, der mit den übrigen Mitgliedern des Stadtrates durch die Bombardierung an einer Sitzung im Stadthaus überrascht wurde, auf der Stadtpolizei eingetroffen und hatte seine Arbeit aufgenommen. Die übrigen Mitglieder des Stadtrates unterstützten ihn dabei.

Um 13.00 Uhr fand in der Stadtpolizei unter dem Vorsitz des Stadtpräsidenten der erste Rapport statt. Zugegen waren der Stadtrat, Regierungspräsident Wanner und Inspektor Uehlinger, das Luftschutzkommando, das Polizeikommando, das Kommando der Stadtwehr, die Leitung der Kriegsfürsorge, das Feuerwehrkommando, das Platzkommando, Major Rigassi, und während der Sitzung traf der stellvertretende Kommandant des Territorialkommandos 6 ein. Ebenfalls zugegen war auf besonderen Wunsch des Stadtpräsidenten Oberst Oskar Frey in Zivil und einige andere Teilnehmer. Der Rapport stellte die Situation anhand der Berichte der einzelnen Dienstzweige fest. Alle weiteren erforderlichen Brandbekämpfung, Rettungs-, Sicherheits- und Fürsorgemassnahmen wurden besprochen. Die Berichte der einzelnen

Chefs der Dienstzweige bestätigten, dass schon nach 12.00 Uhr die Brandbekämpfung auf allen Brandplätzen energisch eingesetzt und bis zum Zeitpunkte des Rapportes durch das Eingreifen von weiteren Verstärkungen gesteigert werden konnte. Der technische Dienst der Luftschutzorganisation übernahm die Aufgabe der Sicherung von einsturzgefährdeten Mauern und die Unschädlichmachung von Blindgängern. Stadtpolizei und Stadtwehr organisierten den Absperrdienst in den Strassen und ihre Räumung von Neugierigen. Hilfskräfte wurden zur Befreiung der Strassen vom grössten Schutt beordert. Die Sanitätsdienste hatten sich der Verwundeten angenommen, sie in das Kantonsspital verbracht oder der Sanitätshilfsstelle der Luftschutzorganisation im Gelbhausgarten zugeführt. Im Kantonsspital und in der Sanitätshilfsstelle der Luftschutzorganisation waren die Ärzte mit ihrem Hilfspersonal bereits mit der ersten Hilfe für die Schwerverwundeten beschäftigt. Leichenschauer Happle in Verbindung mit weiteren Sanitätern und mit der Stadtpolizei übernahm die Sammlung der Toten im Kantonsspital, ihre Einsargung und ihre Überführung in den Waldfriedhof. Dort erfolgte die Identifizierung gemeinsam mit der Stadtpolizei. Die Kriegsfürsorgestelle nahm sich der Obdachlosen an und sorgte für den Abtransport der geretteten Habseligkeiten und für Unterkünfte. Im Einvernehmen mit dem Territorial-Kommando wurden sofort Anordnungen für die Sperre von Zureisenden auf den SBB-Linien in Feuerthalen und in Neuhausen am Rheinfall durch Angehörige der Truppe organisiert. Alle Anordnungen, Verfügungen und Massnahmen wickelten sich rasch, zuverlässig und ruhig ab. Der nächste Rapport auf dem Kommandoposten der Stadtpolizei wurde auf 15.00 Uhr angesetzt.

Nach einer Übersicht über die Gesamtlage wurde festgelegt:

- a) *Die Herausgabe eines ersten Communiqués des Stadtrates und eines Aufrufes des Stadtrates an die Bevölkerung. Mit der Zustellung dieses Aufrufes wurde die Stadtpolizei in Verbindung mit den Pfadfindern und Kadetten beauftragt.*
- b) *Die Organisation der Brandwachen.*
- c) *Die weitere Suche nach Blindgängern und Vernichtung von Blindgängern durch den technischen Dienst der Luftschutzorganisation.*

- d) Die Verstärkung der militärischen Sperren an den Zugangsstrassen in das Stadtgebiet.*
- e) Die militärische Absperrung einer Anzahl Strassen wegen Einsturzgefahr von Mauerresten und wegen Räumung von Schutt, z.B. Mühlenstrasse, Rheinstrasse, Frauengasse, Oberstadt, Schwertstrasse, Vordergasse, Tanne, Beckenstube.*
- f) Ausgabe von Passierscheinen für die Anwohner der gesperrten Strassen durch die Stadtpolizei.*
- g) Bewachung des gesamten von der Katastrophe heimgesuchten Gebietes durch die Stadtwehr bis zur Ablösung durch das Territorial-Bataillon 160.*
- h) Mitteilung des Territorial-Kommandos 6, dass die Zureise nach Schaffhausen über Sonntag von auswärts für alle nicht dringlichen Fälle gesperrt sei im Einvernehmen mit den Organen der SBB. Die Sperre wurde später über Ostern bis und mit 10. April verlängert.*
- i) Festlegung, dass die Verdunkelungsvorschriften normal zu handhaben seien.*
- k) Verfügung, dass Kinovorstellungen, Tanz- und Konzertanlässe bis auf Weiteres untersagt seien.*

Nach der Erstellung des ersten amtlichen Communiqués über den Hergang und die Wirkung der Bombardierung und nach der Genehmigung des Aufrufes des Stadtrates an die Bevölkerung nahm der Stadtrat gemeinsam mit dem inzwischen eingetroffenen Stadtpräsidenten von Zürich, Dr. Lüchinger, und dem städtischen Polizeikommissär zwischen 17.00 und 18.00 Uhr einen Augenschein der von der Bombardierung betroffenen Gebiete vor. Anschliessend, um 18.00 Uhr, fand der dritte Rapport in der Stadtpolizei statt. An ihm nahmen ebenfalls teil die inzwischen eingetroffenen Herren Bundesrat Kobelt, Oberstdivisionär Corbat und weitere höhere Spezialoffiziere. Dieser Rapport ermöglichte eine erste Übersicht über den Umfang der entstandenen Schäden, die Zahl der identifizierten Todesopfer, die Zahl der Verletzten etc. In diesem Augenblick betrug die Zahl der gemeldeten Todesopfer 27. Im Laufe des Abends gingen weitere Meldungen ein, und die Identifizierung konnte bis zum Sonntag-Vormittag abgeschlossen werden.

Weitere Rapporte fanden statt: Sonntag, den 2. April, 8.00 Uhr, Sonntag, den 2. April, 18.30 Uhr, Montag, den 3. April, 8.00 Uhr und Montag, den 3. April, 14.00 Uhr. Alle diese Rapporte dienten der gegenseitigen Orientierung durch die zuständigen Chefs der einzelnen Dienstzweige, der kurzen Beratung der erforderlichen Massnahmen, ihrer Anordnung und der Vorbereitung ihrer Durchführung.

Um 21.00 Uhr fand im Beisein des Presseoffiziers des Territorial-Kommandos 6 die erste Presseorientierung durch den Stadtpräsidenten statt. Eine zweite Orientierung der Presse, wiederum im Beisein des Presseoffiziers des Territorial-Kommandos 6, fand am Sonntagabend, den 2. April, statt. Das waren die beiden einzigen offiziellen Orientierungen der Presse. Der zweiten Pressekonferenz konnte das zweite vom Stadtrat über den Hergang und den Ablauf der Ereignisse orientierende Communiqué mit ergänzenden mündlichen Mitteilungen und eine Liste der identifizierten 35 Todesopfer übergeben werden.

Sonntagvormittag, den 2. April, traten Regierungsrat und Stadtrat zu einer gemeinsamen Sitzung im Stadtratssaal zusammen. Gemeinsam wurde beschlossen, die Todesopfer in einem gemeinsamen Grabe im Waldfriedhof, Dienstag, den 4. April 1944, nachmittags, zu bestatten. Die offizielle Trauerfeier wurde in die Kirche zu St.Johann festgelegt.

An der Beratung wurde festgelegt, dass sofort eine kantonale Zentralstelle bei der kantonalen Brandassekuranzdirektion zu schaffen sei, die sich mit den Gebäude-, Maschinen- und Mobiliarschäden, ihrer Anmeldung und Bearbeitung zu befassen habe. Eine zweite Zentralstelle wurde beim städtischen Fürsorgereferat zur Betreuung der von Obdachlosigkeit Betroffenen geschaffen. Fürsorgereferat und Kriegsfürsorge arbeiteten somit gemeinsam, weil die Obdachlosen aus den provisorisch vorbereiteten Unterkünften im Laufe der nächsten Tage in zwar immer noch provisorische, aber doch Unterkünfte für längere Zeit unterzubringen waren. Dem Fürsorgereferat und der Kriegsfürsorge wurde auch die Ausrüstung der Obdachlosen mit den notwendigen Wäsche- und Kleidungsstücken, ihre Verpflegung usw. übertragen. Regierungsrat und Stadtrat beschlossen ferner, die gemeldete, bevorstehende Anwesenheit von Herrn General Guisan zu einer kurzen



General Henri Guisan (dritter von links) beim Gang durch die Stadt

Beratung mit ihm zu benützen und das Begehren auf Dispensation der für die notwendigen Bau- und Verwaltungsarbeiten erforderlichen Wehrpflichtigen zu stellen.

Gegen 11 Uhr vormittags traf Herr General Guisan im Stadthaus in Begleitung des Territorial-Kommandanten, Oberst Bucher, ein und besuchte nach der gemeinsamen Beratung die Verletzten im Kantonsspital und die im Waldfriedhof aufgebahrten Toten. Das Territorial-Bataillon 160 hatte einen Zug als Ehrenwache und zur Bewachung des Waldfriedhofes gestellt. Anschliessend besichtigten die kantonalen und städtischen Behörden mit General Guisan und seinen ihn begleitenden Offizieren die bombardierten Gebiete der Stadt.

Sonntag, den 2. April, 15.00 Uhr, fand im Stadtratssaal eine Konferenz der von der Bombardierung betroffenen Industriellen und Gewerbetreibenden unter dem Vorsitze des Stadtpräsidenten statt. Die Konferenz diente der vorläufigen Orientierung über das Ausmass der Schäden, die drohende Arbeitslosigkeit und allfälligen zu treffenden Massnahmen. Sämtliche betroffenen Firmen waren durch eine Zweier- oder Dreierdelegation vertreten. Alle zeigten

sich ruhig und bereit, das ihnen Mögliche für die Sicherung des Arbeitsplatzes und der Existenz ihrer Arbeitskräfte zu tun. Der Stadtpräsident stellte seitens der Behörden alle mögliche Hilfe in Aussicht.

Nach dieser Sitzung orientierte der Stadtpräsident den erneut in Schaffhausen eingetroffenen Vertreter des Bundesrates, Herrn Bundesrat Kobelt, über die allgemeine Lage und insbesondere über die notwendigen und dringlichen Hilfsmassnahmen, welche die Behörden vom Bundesrat und vom Armeekommando erwarten.

Das Ausmass und die Auswirkung der Katastrophe. Die Gesamtzahl der Todesopfer ist auf 40 gestiegen. Die Gesamtzahl der noch in Spitalpflege befindlichen Verletzten beträgt am 12. April 33, 31 davon befinden sich im hiesigen Kantonsspital. Etwa weitere 60 bis 70 Verletzte befinden sich in Schaffhausen und Neuhausen in Hauspflege.

Ärzte und Hilfspersonal des Kantonsspitals Schaffhausen haben von Samstagvormittag 11 Uhr an bis in die späte Nacht hinein eine gewaltige Arbeit geleistet. Zahlreiche Verletzte wurden auch in der Sanitätshilfsstelle der Luftschutz-Organisation im Gelbhausegarten-Schulhaus behandelt.

Leider schweben noch einige der Schwerverletzten zwischen Leben und Tod, und überdies wird eine Zahl der Schwerverletzten dauernd invalid bleiben.

Nach bisherigen Feststellungen sind 66 Gebäude zerstört oder stark beschädigt. Weitere Gebäude dürften mehr oder weniger leichte Schäden davongetragen haben. 38 Gebäude, die 108 Wohnungen enthielten, sind total zerstört, 11 Gebäude mit 29 Wohnungen stärker oder weniger stark beschädigt. 17 weitere Gebäude, die vorwiegend industriellen oder gewerblichen Unternehmungen dienten, sind zerstört oder doch schwer beschädigt.

Die beschädigten Gebäude gruppieren sich nach Eigentümern in solche, die der Stadt, dem Kanton und Privaten gehören.

Auch die städtischen Werke haben empfindliche Schädigungen erlitten. Betroffen sind das Elektrizitätswerk, das Gaswerk, die Wasserversorgung und die Strassenbahn. Die Einschläge beschädigten nicht nur die Kabel des Elektrizitätswerkes Schaffhausen, die Gas- und Wasserleitungen, sondern auch die Telephonkabel. Dar-

aus ergab sich weitgehend die vorübergehende Unterbrechung des Telefonverkehrs.

Eingangs schon haben wir erwähnt, dass mit mindestens 371 Einschlägen von Spreng- und Brandbomben im Stadtgebiet gerechnet werden muss. [...] Wie verheerend eine einzige Sprengbombe wirken kann, ergibt sich aus der Zahl der Toten im Bahnhof Schaffhausen und an der Beckenstube. Die Sprengbombe, welche den südlichen Teil des Bahnhofs Schaffhausen traf, forderte im und um das Gebäude 18 Todesopfer. Die Sprengbombe, welche an der Beckenstube niederging, forderte in ihrer näheren und weiteren Umgebung 10 Todesopfer. Weitere Todesopfer verursachte die Sprengbombe beim Merkur am Fronwagplatz, während die in der Münstergasse in das Strassentrasse niedergegangene Sprengbombe keine tödlichen Wirkungen auf die in der Nähe befindlichen Personen hatte.

Die Zahl der Obdachlosen beträgt heute 450. Nicht weniger als 107 Familien mit zusammen 377 Personen und weitere 73 Einzelpersonen sind durch die Ereignisse vom 1. April vollständig obdachlos geworden.

Die Heimsuchung, welche unsere Stadt am 1. April betroffen hat, hat schwerwiegenden Folgen gerufen. Unsere Bevölkerung weiss heute, was es bedeutet, wenn Radio oder Presse melden, ein Luftangriff, irgendwo, habe eine Anzahl Opfer gefordert und «leichtere» Schäden verursacht. [..]

Unsere Stadt hat seit der Heimsuchung vom 1. April aber auch erfahren, dass es eine freundeidgenössische Solidarität gibt. Es gibt keinen Kanton und keine Gemeinde in der Schweiz, die nicht Anteil genommen hat am Schicksal unserer Bevölkerung. Grosse und kleine Spenden, in bar und in natura sind sofort freiwillig angeboten und zur Verfügung gestellt worden. An der Trauerfeier für die Todesopfer waren sämtliche Kantonsregierungen des ganzen Landes, waren alle grossen und grösseren Gemeinden durch Delegationen vertreten. In zahlreichen Gemeinde- und Kantonsparlamenten gedachte man der schweren Stunden, die unsere Stadt durchlebte, der Opfer, die sie zu verzeichnen hat. Die Schweizerkolonien aus dem Auslande bekundeten durch Telegramme ihre Sympathie und Anteilnahme. Die oberste Landesbehörde, das Ar-

mee Kommando, zeigte von der Stunde an volles Verständnis für unsere Lage und stellte jede erforderliche Hilfe bereit.

Wir danken allen im ganzen Lande auch von dieser Stelle aus für ihre Anteilnahme, für ihre praktische Hilfe, für ihre freundeidgenössische Sympathie.

Was geschieht weiter? Die Aufräumungs- und Abbrucharbeiten gehen ihrem vorläufigen Abschluss entgegen. Die Zureisesperre für Schaffhausen ist nach Ostern weggefallen. Die Sappeure, welche uns wertvolle Dienste leisteten, sind bereits entlassen, und das Territorial-Bataillon, welches den Bewachungsdienst versah, steht ebenfalls vor der Entlassung. Eine Arbeitskompanie wird noch für einige Tage in Schaffhausen mit Aufräumungs- und Abbrucharbeiten beschäftigt sein.

Allerdings sind damit die Aufräumungs- und Abbrucharbeiten nicht durchwegs beendet. Allein diese Aufgabe geht nun über an die Liegenschaftsbesitzer. Mittwoch, den 12. April, erschien in den amtlichen Publikationsorganen eine Mitteilung des Stadtrates, die darüber orientiert.

Gleichzeitig mit den Aufräumungs- und Abbrucharbeiten etc. begann am 3. April auch schon die Wiederherstellung der kleineren Sachschäden. Dabei hat uns der Kanton Zürich wertvolle und verdankenswerte Hilfe geleistet. Er stellte uns 30 Glaser und 45 Dachdecker zur Verfügung, um die Glas- und Dachschäden möglichst rasch beheben zu können. Der städtische Gewerbeverband und seine einzelnen Sektionen haben sich ebenfalls rasch verständigt, zusammengetan und gemeinsam die dringendsten Arbeiten an die Hand genommen. Gesuche um Dispensationen von Arbeitskräften wurden kollektiv, gemäss einer Vereinbarung, beim Stadtpräsidenten eingereicht, der sie an das eidgenössische Militärdepartement zuhanden der Generaladjutantur weiterleitete. Allen bisher eingereichten Dispensationsgesuchen ist rasch entsprochen worden, mit der ausdrücklichen Beifügung, dass dieser nicht geleistete Militärdienst nicht nachgeholt werden müsse. Die Dispensationen betreffen Arbeiter, Architekten und Beamte von privaten und öffentlichen Verwaltungen.

Die Zentralstelle für die Anmeldung von Sach- und Mobiliarschäden hat ihre Arbeit schon am 5. April begonnen. [...]



Die beim städtischen Fürsorgereferat eingerichtete Zentralstelle arbeitet ununterbrochen weiter und hat die vorläufige Unterbringung sämtlicher Obdachlosen in Quartiere auf längere Zeit abgeschlossen!...] ]

Eine weitere Zentralstelle für die Feststellung und Erhebung der Personenschäden wurde notwendig. Diese Zentralstelle hat die Schäden festzustellen, welche entstanden sind durch Verlust eines Familienangehörigen, schwere und leichtere Verletzungen, Nervenschocks etc.

Zur Beratung aller von Schäden Betroffenen hat der Stadtrat bei der städtischen Zentralverwaltung, im Stadthaus, Parterre, eine allgemeine Auskunftsstelle eingerichtet. Dort kann über sämtliche Fragen Auskunft eingeholt werden, und diese Stelle hat auch den Auftrag, Einzelpersonen bei der Geltendmachung ihrer Schäden fachgemäss zu beraten!...] ]

Unsere Stadt ist am Vormittag des 1. April das Opfer eines verhängnisvollen Irrtums geworden. Niemand zweifelt daran, dass die abgeworfenen Bomben irrtümlich unser Stadtgebiet, Fabriken, Heimstätten, Strassen und Felder trafen. Mit Genugtuung nehmen wir von der Erklärung der Regierung der Vereinigten Staaten Kenntnis, in der sie das Ereignis bedauert. Wir nehmen auch Kenntnis davon, dass das Eidgenössische Politische Departement in einem Schreiben vom 5. April dem Regierungsrat zu Händen des Stadtrates unter anderem Folgendes mitteilt:

*«Wir beehren uns, Ihnen bekannt zu geben, dass die Regierung der Vereinigten Staaten die Verantwortlichkeit für die Bombenabwürfe über Schaffhausen anerkannt und sich bereit erklärt hat, im Masse des menschlich Möglichen Schadenersatz zu leisten. Unter diesen Umständen ist es notwendig, unverzüglich die einzelnen Schäden festzustellen, um die gegenüber der amerikanischen Regierung geltend zu machenden Schadenersatzforderungen feststellen zu können. Die Entschädigung soll nicht mehr, aber auch nicht weniger betragen, als was nach schweizerischem Zivilrecht ein schuldhafter Verursacher des Schadens zu entrichten hätte.»*

An der Wiedergutmachung der Schäden, die wieder gutgemacht werden können, ist nicht zu zweifeln. Allerdings wird es im Blick

auf das Ausmass der Schäden eine gewisse Zeit dauern, bis diese Wiedergutmachung abgeschlossen ist.

Der Stadtrat macht jedoch die Bevölkerung unserer Grenzstadt nachdrücklich darauf aufmerksam, dass der Krieg weiterdauert und dass die Gefahren für unsere Stadt weiter bestehen. In allen Fällen, wo Überfliegungen unseres Grenzgebietes erfolgen, ist mit Luftkämpfen über dem schweizerischen Luftraum, also auch über unserer Stadt, zu rechnen. Die Gefahr weiterer irrtümlicher Bombardierungen dauert ebenfalls an. Solange der Krieg selbst dauert, je näher er dem Zentrum unseres Kontinents rückt, je heftiger, rücksichtsloser und blutiger er auf der Erde und in der Luft geführt wird, sind wir in einer Zone ernstester Bedrohung. Der Stadtrat ersucht deshalb die gesamte Bevölkerung, in der Wachsamkeit und in der Bereitschaft keinen Augenblick nachzulassen. Er erwartet, dass jeder sich seiner eigenen Verantwortung bewusst ist, die behördlichen Anweisungen und Anordnungen beachtet und die berufenen Organe und Organisationen in ihrer schweren Pflichterfüllung unterstützt. Der Stadtrat erwartet aber auch, dass die kriegführenden Mächte nichts unterlassen, um die Wiederholung von Ereignissen, wie sie uns der 1. April gebracht hat, zu verhindern.»

*Die Bombardierung der Stadt Schaffhausen am 1. April 1944, Dokumentarische Darstellung, hrsg. Vom Stadtrat Schaffhausen, Schaffhausen 1945, 12-25.*

*Der Bombardierung fielen 40 Menschen zum Opfer, 29 Männer, 9 Frauen und 2 Kinder. Es zeigte sich, dass die Luftschutzkeller die grösste Sicherheit boten, denn alle, die dort Schutz gesucht hatten, blieben unbehelligt. Der grössten Gefahr setzten sich jene aus, die trotz der heulenden Sirenen im Freien blieben oder an Fenstern die Flugzeuge beobachteten: 16 Menschen starben auf offener Strasse, 8 auf dem Bahnhopperron und 3 an geöffneten Fenstern. Auch wer – anstatt den Luftschutzkeller aufzusuchen – in der Wohnung verblieb, war bedroht: 11 Menschen wurden im Hausinnern getroffen und fanden den Tod.*

*Bezirksarzt Dr. Rudolf Fröhlich hat die Leichen der Opfer am frühen Morgen des 2. April im Totenhaus des Waldfriedhofs inspiziert. Seine Beobachtungen fasste er in einem Bericht zuhanden der Polizeidirektion zusammen.*

«Die Leichen waren teilweise gut erhalten, teilweise bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt. Bei weitaus den meisten waren entweder der Schädel oder der Brustkasten oder beides durch stumpfe oder scharfe Gewalt zerdrückt und zerrissen, sodass zahllose Knochenbrüche und schwerste Zertrümmerungen des Gehirns und der Rumpforgane sowie der Gliedmassen entstanden waren. Mit Ausnahme der im Spital später Verstorbenen ist der Tod in fast allen Fällen augenblicklich eingetreten. Die Verletzungen waren medizinisch derart gleichförmig, dass eine nach Einzelpersonen gesonderte Protokollierung unterbleiben konnte. Zusammenfassend jedoch darf gesagt werden, dass weitaus die Mehrzahl der Getöteten durch einstürzende Mauern und Balken getroffener, oberirdischer Gebäude erdrückt worden waren. Aus der Überlegung, dass nirgendwo ein Luftschutzkeller eingestürzt war und dabei Menschen unter sich begraben hat, darf die Vermutung ausgesprochen werden, dass wenigstens ein Teil der Todesopfer vermeidbar gewesen wäre, wenn die vorbereiteten Schutzräume rechtzeitig hätten aufgesucht werden können.

Die Identifizierung der Leichen machte im Ganzen keine Schwierigkeiten. Sie gelang durch direkte Agnostizierung [Identifizierung] der nicht oder nur wenig Entstellten, ferner an Hand von Schriftstücken, der Bekleidung oder besonderer Merkmale, die von Angehörigen leicht erkannt werden konnten.

Die durch die Einschläge verursachten Körperverletzungen waren nur in Ausnahmefällen auf eine einzige Gewalteinwirkung zurückzuführen. Vielmehr zeigten die Leichen Kombinationen, deren Zusammenwirken den Tod des Opfers herbeigeführt hatte. Immerhin lassen sich doch folgende Gruppen auseinanderhalten: (unnötiger nekrologischer Exkurs...)

1. Reine Explosivwirkungen, bei welchen nur der Druck der Gase tödlich war, waren selten. So kann das völlige Abreißen des Kopfes vereint mit intravitalen [=noch vor dem Tod aufgetretenen] Verbrennungen des Stumpfes dahin gedeutet werden. Die gleiche Vermutung drängt sich auf, wenn der getroffene Körper zu einem formlosen Klumpen von verbranntem Fleisch und Knochen entstellt war, besonders wenn die Bekleidung abgerissen war.

2. Der Tod durch Splitter, die im Sinne eines Geschosses lebenswichtige Teile getroffen haben, war ebenfalls nicht die Regel. Am eindeutigsten erschien diese Erklärung beim Tod des Herrn Regierungsrates Schoch, dessen Schädelkapsel von einem Projektil durchschlagen worden war. Ob es sich dabei um einen primären Bombensplitter oder um einen sekundären Steinsplitter gehandelt hat, ist nicht feststellbar. Eine gewisse Anzahl der Leichen zeigte sehr scharfrandige, klaffende Wunden des Schädels, aus welchen der Gehirnbrei teilweise auslief. Auch solche Verletzungen erklären sich am ehesten als Folgen eines Treffers durch Splitter unfeststellbarer Herkunft. Jedenfalls werden derartige Wunden im Krieg als typische Verletzungen durch Granatsplitter angesprochen. Im gleichen Sinn müssen die völligen, scharfrandigen Amputationen von Gliedmassen gedeutet werden.

3. Die weitaus grösste Mehrzahl der Leichen war eindeutig durch stürzendes Gebälk oder Steine erschlagen und erdrückt worden. Teilweise war nur der Kopf, teilweise der Brustkorb, teilweise beide in Mitleidenschaft gezogen. Das Bild war immer das gleiche. Der Schädel bildete eine plastische Masse, dessen querer Durchmesser meist grösser war als der sagittale. Dementsprechend war auch das Gesicht breitgedrückt, die Augen oftmals enukleiert, und beim Anfassen liessen sich zahllose Brüche sämtlicher Schädelknochen feststellen. Oft waren die Abdrücke von kantigen Gegenständen in der Haut noch erkennbar. Entsprechend war der Befund am Brustkorb. Er erschien in irgendeiner Richtung völlig deformiert, liess sich ohne Widerstand zusammendrücken und schien jedes feste Gerüst weitgehend verloren zu haben. Die Druckspuren auf der Haut enthielten oft eingepresste Steinpartikelchen und Staub. Fast alle Erdrückten zeigten meist mehrere Knochenbrüche auch der Gliedmassen. Dabei war die ganze Skala vom einfachen geschlossenen Bruch bis zur ausgedehnten, offenen Zertrümmerungsfraktur oder zur fast völligen Abquetschung des Gliedes zu finden.

4. Verbrennung als Todesursache habe ich keine gesehen, wenigstens nicht in typischer Form. Dagegen zeigten sehr zahlreiche Leichen Verbrennungen, die naturgemäss bei meist fehlender intravitaler Reaktion meist Verkohlungen darstellten. Sie schienen



Während der Beisetzung der Opfer auf dem Waldfriedhof

in der Regel, ganz im Gegensatz zu den zahlreichen Verbrennungen der Überlebenden, nach dem Tod entstanden zu sein.

5. Insbesondere habe ich keine typischen Verbrennungen durch Phosphor gesehen. Für Feststellungen darüber sind auch die Verbrennungen der Überlebenden geeigneter.

6. Erwähnung verdienen die zahllosen Schnittwunden durch splitterndes Glas oder andere messerscharfe Projektile. Soweit sie nicht selbst die tödliche Verletzung darstellten, schienen sie ohne wesentliche intravitale Reaktion zu sein, wodurch der rasche Tod der Opfer indirekt bewiesen wird.

7. Verschüttung und dadurch Tod an Asphyxie [=Erstickung] sah ich nur in einem Fall. Hier waren alle Zeichen einer zwar rasch entstandenen, aber doch einen gewissen Zeitraum umfassenden Erstickung zu finden.»

*Staatsarchiv Schaffhausen, Akten des Regierungsrates 1937-1952, M 13.*

*Den Angaben von Stadtpräsident Bringolf zufolge gingen über dem gesamten Stadtgebiet ungefähr 400 Brand- und Sprengbomben nieder. Auch zwischen Schlatt-Paradies, dem Kohlfirst und bis nach Feuerthalen waren zahlreiche Einschläge zu verzeichnen, die schwere Wald- und Flurschäden hinterliessen.*

*Über die Wirkung der abgeworfenen Bomben berichtete der stellvertretende Kommandant der Schaffhauser Luftschutzkompanie, Hauptmann Peyer:*

«**Brandbomben:** Obschon der Mantel der Brandbombe aus nur ca. 2 mm starkem Stahlblech besteht, hat sie doch, wenn aus grosser Höhe (4'000-5'000m) abgeworfen, beträchtliche Durchschlagwirkung. Es ist keine Seltenheit, dass das Dach und 2 Böden eines getroffenen Gebäudes durchschlagen werden. [...]

Die zähe Zündgallerte wird bei der Explosion über 50 m weit nach allen Seiten geschleudert. Überall bleiben die brennenden Fladen haften. Die kleineren, gelbroten, russenden Flammen brennen lange Zeit, sind aber leicht zu löschen. Weisses Rauch wie bei brennendem Phosphor wurde nirgends beobachtet. [...]

Die Brandbombe zündet auf dem ganzen Weg ihres Einschlagens, vom Dach bis zu der Stelle, wo sie schliesslich liegen bleibt. Auch wenn mehrere Böden durchschlagen werden, findet in jeder der passierten Etagen eine intensive Verteilung der Brandfladen statt. **Darin liegt meines Erachtens ein wesentlicher Fortschritt** gegenüber den bisherigen Brandbomben, z.B. der Thermitbombe, die eben erst am Ende ihrer Bahn, d.h. dort wo sie liegen bleibt, zur Wirkung kommt. Ihr Bereich ist beschränkt, weil ihr Sprühregen nur auf einem einzigen Boden verpufft. [...]

**Brandbombenblindgänger:** Obschon die Brandbomben mit einem raffinierten Zünder versehen sind, ist die Zahl der Versager auffallend gross. Auf den Sumpfwiesen bei Schlatt lagen über hundert Blindgänger wie «Bierflaschen» herum. Der Grund des Versagens scheint einerseits in einer Fehlbemessung der Stabilisierungsflächen, andererseits in der weichen Bodenbeschaffenheit des dortigen Geländes zu liegen.

**Sprengbomben:** Die grosse Mehrzahl der auf Schaffhausen abgeworfenen Sprengbomben waren von kleinem Kaliber (50 eng-



Brandbomben-Blindgänger

liche Pfund). Dimensionen der Sprengtrichter: je nach Bodenbeschaffenheit 5-6 m Durchmesser. Tiefe: ca. 1.5 m.

Die Bombenkörper wurden zumeist in eine Unzahl kleiner Splitter von 0.5-10cm Durchmesser auseinandergejagt, die mit gewaltiger Rasanze die Umgebung [...] gefährdeten. Grössere, längliche, scharfzackige Stahlfetzen von 20-30 cm Länge waren verhältnismässig selten.

Infolge der geringen Verzögerungszündung entstanden Sprengtrichter, bei denen die Wirkung mehr nach oben und schräg seitwärts ging. Rings um die mondkraterartigen Bombentrichter war das Gelände ebener Erde durch die aufgeworfenen Ringwälle vor Splitterwirkung geschützt. Das sich zu Boden werfen bietet in der Regel sicher einen gewissen Schutz. [...]

**Blindgänger:** Im Gegensatz zu den Brandbomben sind die Sprengbomben mit grosser Zuverlässigkeit detoniert. Auf dem Stadtgebiet ist nur ein einziger wirklicher Blindgänger bekannt geworden. Bei der Eisenbahnunterführung beim Obertor wurde am 18.4.44 im Schotter des Bahnkörpers ein richtiger Blindgänger entdeckt und geborgen. Der Kopfzünder war beim Anprall auf die

Stützmauer (Bergseite) abgeschlagen worden. [...] Die im Bahnkörper hinterlassenen Spuren waren so geringfügig, dass die deutschen Streckenwärter den Eindringling erst nach ca. 3 Wochen entdeckten. Pro Tag waren durchschnittlich 16 Züge über diese Sprengbombe gefahren, d.h. bis zu deren Bergung rund 275 Züge!»

*Stadtarchiv Schaffhausen, CII 04.50/02.*

**Zeitungsmeldungen.** *Die Nachricht von der Bombardierung verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Da es kein Fernsehen gab und noch lange nicht jeder Haushalt über ein Radiogerät verfügte, war dies die grosse Zeit der auf den Strassen feilgebotenen Extrablätter. Die Neue Zürcher Zeitung erschien bereits fünf Stunden nach dem Ereignis mit einer Extra-Ausgabe und vermittelte die ersten Augenzeugenberichte aus dem brennenden Schaffhausen.*

«Schaffhausen, die stolze Grenzstadt am Rhein, bietet sich dem Ankommenden als eine Stätte des Grauens und der Vernichtung dar. Kurz vor 11 Uhr hat die zielsichere Bombardierung durch drei fremde Geschwader viermotoriger Bombardierungsflugzeuge in wenigen Minuten ganze Teile Schaffhausens in Brand gesteckt oder direkt in Schutt gelegt. Die Flugzeuge – nach übereinstimmenden Angaben waren es insgesamt fünfzig bis sechzig – folgten vom Bodensee her der Rheinlinie. Auf den ersten Blick erkennt man die Bombardierung, die sich quer durch die Stadtlinie erstreckte. Dabei wurde im Quartier um den Herrenacker auch einer der schönsten Teile Schaffhausens durch die Katastrophe in schwerste Mitleidenschaft gerissen.

Über die Zahl der Opfer gehen die Angaben im Augenblick noch auseinander. Leider handelt es sich um erhebliche Ziffern; **auch ein Mitglied der Kantonsregierung, Regierungsrat Schoch, befindet sich unter den Todesopfern.** Die ganze Bevölkerung ist unablässig mit den Bergungs- und Löscharbeiten beschäftigt. Auf den Gesichtern der Vorübergehenden steht der Ausdruck des Schreckens geschrieben. Rühmend ist die unerschütterliche Ruhe und Zielbewusstheit, die überall herrscht; man diskutiert nicht, man legt Hand an.



Die ersten Eindrücke. Wir nähern uns von Zürich her in der ersten Mittagstunde der schwer geprüften Stadt. Bald nach Winterthur treten die Rauchsäulen in Erscheinung, die sich bald zu einer einzigen gewaltigen Rauchwolke vereinigen. In Uhwiesen sperrt die Ortswehr die Strasse und prüft unsere Ausweise. Noch eine kurze Strecke und Schaffhausen liegt offen vor uns. Links vom Munot von unserem Standort in Flurlingen aus zeigen sich allenthalben gewaltige Brandherde, die grössten in der Richtung Neuhausen im Mühlenquartier. Das erste getroffene Objekt, an dem wir vorbeifahren, ist die Schweizerische Bindfadenfabrik in Flurlingen; dann kommen die ersten brennenden Wohnhäuser. Die Brücke von Feuerthalen kann anstandslos passiert werden. Bald aber sind wir im Zentrum der Verheerung.

Die grosse Fabrikanlage der International Watch Comp. zeigt als erste das Bild jener Zerstörungen, wie man sie aus Kriegsbildern und Kinowochenschauen nur allzu gut kennt. Schon sind wir beim Museum Allerheiligen, das Schaffhausen mit so viel Kunstsinn erst vor wenigen Jahren erstellt hat. Auch hier schiessen aus einem Seitentrakt Flammen. Doch versichern uns die Feuerwehr- und Ortswehrleute, dass die Schäden verhältnismässig klein sein sollen. Schlimmer sieht es gegenüber aus, wo das bekannte Restaurant Tiergarten ausgebrannt ist.

Auf Schritt und Tritt stösst man auf die durch Freiwillige und Militär verstärkten Feuerwehrcolonnen, die weit aus der Umgebung herbeigeeilt sind, um am Rettungswerk mitzuhelfen. Eben ist auch die Zürcher Feuerwehr auf dem Schauplatz erschienen. Gross ist die Zahl militärischer Detachements, die ihre wertvolle Hilfe bringen. Hier ist ein Bombentrichter, dort darf eines Blindgängers wegen ein ganzer Stadtteil nicht betreten werden; am dritten Ort droht eine Hauswand einzustürzen. Je tiefer wir in die Stadt eindringen, desto mehr erkennen wir die ordnende Hand, die über den ganzen Rettungsarbeiten steht.

Rundgang durch die betroffenen Quartiere. Unheimlich dringen die Sonnenstrahlen durch die bald helle, bald dunkelgefärbte Rauchwand. Wir stossen auf den Herrenacker vor, wo wir mit Entsetzen feststellen, dass das von Dr. Guyan vorbildlich betreute Naturhistorische Museum ein Raub der Flammen geworden ist. Aus allen Fensterlücken schlägt das Feuer. Nebenan steht die

rühmlich bekannte Silberwarenfabrik Jezler, ein Unternehmen von schweizerischem Rang, ebenfalls in Flammen. Gegenüber brennt das Imthurneum, das Gebäude, in dem sich das Stadttheater befindet.

Die Berichterstattung drängt uns weiter. Beim Fronwagplatz scheint das Verderben ein Ende zu finden, doch ist die Zahl der zerbrochenen Fensterscheiben gewaltig. In den Seitengassen sind die Glasscherben schon säuberlich zu Haufen gewischt worden, ein Bild bürgerlicher Ordnungsliebe mitten in der Zerstörung. Die zerbrochenen Schaufenster sind schon ausgeräumt. Flinke Kinder huschen durch die Lücken, um ihren Weg abzukürzen.

Der südliche Teil des Bahnhofes liegt in Trümmern. Hier sind auch Todesopfer zu beklagen. Mehrere davon liegen noch unter dem Schutt begraben. Doch weiter über die Bahnlinie ins Fäsenstaubquartier. Dort ist neben der katholischen Kirche das katholische Vereinshaus ein Raub der Flammen geworden. Einige Schritte weiter öffnet sich von der Fäsenstaubpromenade der Blick auf das Mühlenquartier. In diesem industriellen Zentrum, wo sich auch das Elektrizitätswerk von Schaffhausen befindet, hat das «Flächenbombardement» lückenlos gespielt. Kein Haus, das nicht schon ausgebrannt ist oder nicht lichterloh brennt! Von unserem Standort aus entdecken wir auch, dass die beiden nebeneinander liegenden Bahntracées, die elektrische S.B.B.-Linie nach Eglisau-Zürich, und die Reichsbahn nach Waldshut-Basel über Hallau durch mehrere Volltreffer unterbrochen sind. Die Geleise sind von Soldaten bewacht. Die Züge von Zürich sollen, wie man uns gesagt hat, bis Neuhausen geführt werden.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 1. April 1944 (Extra-Ausgabe 16.15 Uhr).*

*Die Meldungen aus der schwer heimgesuchten Stadt füllten an den nächsten Tagen die Titelseiten der Schweizer Zeitungen. Die Betroffenheit und die Neugier waren verständlicherweise gross.*

*Die Neue Zürcher Zeitung berichtete während längerer Zeit ausführlich über die Bombardierung und ihre Folgen. In einem Artikel informierte sie über die Einschläge im Museum zu Allerheiligen, denen beinahe sämtliche Bilder der alten Meister und die Sammlung der Schaffhauser Künstler des 18. und 19. Jahrhunderts zum Opfer fielen.*

«Vernichtet ist, wie bereits gemeldet, der Westflügel der Kunstabteilung mit den Kabinetten 58, 59, 60, 61, 62, 63 und 64, welche die alte Kunst und die Werke der Schaffhauser Künstler des 18. und 19. Jahrhunderts enthielten. Von den Werken des 15. und 16. Jahrhunderts ist einzig die Jünteler-Votivtafel, aus dem Kloster Rheinau stammend, von einem Insassen der nahen Strafanstalt unter Lebensgefahr gerettet worden. Verbrannt ist das Lutherbild von Lukas Cranach, ein Geschenk des Herzogs von Weimar an den Schaffhauser Gelehrten Joh. Georg Müller. Von den vernichteten Porträtbildern des Tobias Stimmer seien das vom «Ritter» abgenommene Selbstporträt (Freske) und dasjenige von Dr. Martin Peyer genannt. Durch ein wahrhaftes Wunder wurde das schönste Bildnis, das des Zürcher Gelehrten Conrad Gessner, gerettet, das durch den gewaltigen Luftdruck der Explosion aus dem Kabinett ins Freie geschleudert wurde, ohne allzu grossen Schaden zu erleiden. Aus den anderen Kabinetten gingen Werke von Daniel Lindtmayer («Geschichte der Esther», «Die Jahreszeiten»), Caspar Lang, Hans Beat Oswald und Hans Ludwig Stimmer verloren. Ferner die Bilder des Zürcher Malers Conrad Meyer, der Schaffhauser Johann Martin Veith («Kleopatra» und ein Männerporträt), Hans Jakob Schärer und die lebensvollen Bilder des Schaffhauser Rokokomalers Johann Heinrich Schnetzler (Selbstporträt und die mythologische Szene «Diana im Bade»). Ferner verbrannten 63 Landschaften und Tierbilder der Schaffhauser Maler Jakob Schalch, Leonhard Trippei, ein herrliches Porträt des Johannes von Müller von Felix Maria Diogg sowie zahlreiche kirchliche Barockkunst aus der Bodenseegegend. Verloren sind ein Selbstbildnis des Hans Bendel (ein Kamerad Gottfried Kellers in München) und eine hübsche Genreszene nach J.P. Hebel, kleinere Gemälde des Bataillenmalers Joh. Georg Ott und des Maler-Bildhauers Joh. Jak. Oechsli.

Zur Ergänzung sei erwähnt, dass von den eingebauten historischen Zimmern im mittleren Stockwerk des Westflügels glücklicherweise nur ein Zimmer zerstört wurde: die Schaffhauser Bürgerstube, aus dem «Grossen Käfig» stammend, mit einem prächtigen Buffet aus der ehemaligen Spitalschreiberei. Der alte Steckborner Ofen von 1739 kann vielleicht wieder aufgebaut werden, da ein grosser Teil der bemalten Kacheln noch unversehrt unter

den Trümmern liegt. Ziemlich stark beschädigt ist das «Friedbergzimmer» mit bemaltem Täfer von 1774 (wahrscheinlich aus der Werkstatt Schnetzlers).»

*Neue Zürcher Zeitung vom 4. April 1944.*

*Auch das Zürcher Volksrecht berichtete unter dem Titel «Ein Gefangener als Retter von Kunstwerken» über die Zerstörungen im Museum zu Allerheiligen und über den besonderen Einsatz eines Häftlings der benachbarten Strafanstalt.*

«Aus den Schreckensstunden der leidgeprüften Stadt Schaffhausen wird berichtet, dass sich bei der Rettung der unersetzlichen Kunstschatze des Allerheiligen-Museums vor allem auch die durch das Bombardement plötzlich befreiten Insassen des in der Nähe gelegenen Strafgefängnisses auszeichneten. Einer von ihnen drang ungeachtet der Gefahr immer wieder in das brennende Gebäude ein und schleppte Bild auf Bild heraus. Ihm danken wir es, dass eines der kostbarsten Meisterwerke aus der Schule von Konrad Witz, das von Kennern auf einen Wert von 200'000 Franken geschätzte «Jünteler»-Votivbild, wenn auch in beschädigtem Zustand, gerettet wurde.

Wir glauben, diese Tat verdient noch ein paar Worte. Wenn nicht mehr. Wir kennen diesen Gefangenen von Schaffhausen nicht, wissen nicht seinen Namen, noch wie lange und warum er im Gefängnis war, wir wissen nur, wie er sich aus freiem Entschluss der Gemeinschaft gegenüber in der Stunde der Not verhalten hat. Gegenüber der Gemeinschaft, die ihm zeitweise eines der höchsten Güter des Menschen, die Freiheit, nehmen musste, weil er sich gegen die festgesetzten Regeln des Gemeinschaftslebens vergangen hat. Wenn dieser Mann die durch das tragische Ereignis geöffneten Gefängnistore benützt hätte, einfach um zu verschwinden, um bis zu seiner Wiedereinfangung ein paar Tage in Freiheit zu leben, man hätte es verstehen können und ihm dies eigentlich nicht einmal übelnehmen dürfen. Wäre er nur bis zum nächsten Polizeiposten gegangen, um sich dort als Gefangener zur Verfügung zu stellen, man hätte ihn ob so viel Disziplin sogar beloben müssen.

Der Gefangene von Schaffhausen aber hat mehr getan. Er hat Leben und Gesundheit gewagt, um zu helfen und zu retten und hat durch sein mutiges Tun unserm Land wertvollstes Kulturgut erhalten. Er hat eine tapfere und gute Tat vollbracht, die weithin leuchtet. Was wird ihre Folge sein? Was wird mit diesem Mann jetzt geschehen? Wird er den Weg ins Gefängnis zurückgehen, wieder in einer schmalen Zelle hinter eisernen Gitterstäben ruhelos auf und ab wandern müssen, während draussen die warme Frühlingsluft über das Land streicht? Muss er nun seine Strafe wirklich absitzen, um dann später den schweren Lebensweg des Vorbestraften zu gehen? Oder hat nicht die Gesellschaft, die das Recht, das Böse zu strafen, in Anspruch nimmt, auch die Pflicht, das Gute zu belohnen? Ginge von einer grosszügigen Anerkennung der guten Tat nicht ein viel tiefer greifender, bessernder Einfluss aus als von der Fortdauer der Strafhaft?

Was zu geschehen hat, ob ein Gnadenakt am Platz ist, ganzer oder bedingter Erlass der Strafe, ihre Löschung im Strafregister, das zu beurteilen ist Sache der Schaffhauser. Wir würden uns nur freuen zu erfahren, dass sie eines begriffen haben: Hier hat einer, wenigstens in der Ebene der Gesinnung, begangenes Unrecht wieder gutgemacht, sich in der Stunde der Not als nützliches und selbstlos aufopferndes Glied der Gesellschaft bewährt und somit Anspruch darauf, als solches geachtet und behandelt zu werden. Und dass diesem Begreifen eine menschlich grosszügige, über das Paraphengestrüpp hinausragende Tat auf dem Fuss folgt!»

*Volksrecht vom 5. April 1944.*

*Der Retter der berühmten «Jünteler»-Votivtafel musste seine Strafe nicht weiter absitzen. Er wurde eine Woche nach der Bombardierung durch den Schaffhauser Regierungsrat aus «Anerkennung für seine Hilfsbereitschaft» auf freien Fuss gesetzt.*

*Staatsarchiv Schaffhausen, Protokolle des Regierungsrates 1944, 580.*

**Augenzeugenberichte.** *Die hier wiedergegebenen Augenzeugenberichte stammen aus Zeitungen und Autobiographien. Im Gegensatz zum eingangs zitierten Text Bringolfs – auch ein Augenzeugenbe-*

*richt – kommen hier Gefühle, persönliche Betroffenheit, Trauer oder etwa das eigene Unvermögen, mit dem Geschehenen umzugehen, zum Ausdruck.*

*Im ersten der Berichte erzählt die damals 17jährige Trudi Huber, wie es ihr gelang, ihre kleine Schwester in letzter Minute aus dem brennenden Estrich ihres Wohnhauses in Sicherheit zu bringen.*

*Neben Trudi Huber rettete auch der damals 15jährige Henri Eberlin (vgl. S. 36 ff) jüngeren Geschwistern das Leben. Beiden schenkte die Stadt ein Sparbuch mit einer Einlage von je 1'000 Franken.*

«Die noch nicht ganz 17jährige Trudi Huber [...] war am Vormittag des 1. April mit Fensterputzen beschäftigt. Ihre Wangen glühten vor Eifer. Ein jeder hätte seine helle Freude an diesem jungen Hausmütterchen im leichten Waschkleid und der Küchenschürze haben müssen. Drollig schlürfte sie in Vaters Pantoffeln von Fenster zu Fenster. Auf Ostern musste die Wohnung blitzblank gescheuert sein. Ihre Mutter hatte auch alle Hände voll zu tun, denn in einer Familie mit sieben Kindern gibt es Arbeit genug. Trudi, die älteste Tochter, geht schon seit zwei Jahren in die Wollfabrik und freut sich, an den freien Vormittagen des Samstags die Stütze ihrer Mutter zu sein.

Plötzlich vernimmt sie das dumpfe Gebrumm fremder Flieger. Die Sirenen heulen über die Dächer der Stadt. Die Familie wohnte im Dachstock des Hauses «zur Rebleutstube» und genoss von der über ihnen liegenden Zinne eine herrliche Fernsicht. An einem so schönen Vorfrühlingstag kann einem doch wirklich kein Leid zustossen? Nichtsahnend eilt Trudi mit ihren sechs Geschwistern und der Mutter auf die Zinne hinauf, um die gut sichtbaren Fliegerstaffeln noch besser beobachten zu können. Ein alter Bekannter, der eben bei Familie Huber auf Besuch weilt, will sich nicht auf die Zinne begeben und bleibt allein in der Stube zurück. Plötzlich sieht Trudi, wie am Kohlfirst kleine Rauchsäulen aufsteigen. Droht ihnen ernste Gefahr? Ein Pfeifen in der Luft ist deutlich hörbar. Ein Krachen und nochmals ein Krachen und schon hat eine Bombe das Dach des Hauses «zur Rebleutstube» durchschlagen! Alle fliehen dem Ausgang zu. Sie werden durch den Luftdruck förmlich hinuntergepresst. Ein bissiger Qualm steigt



Aus diesem Haus beim Rebleutgang rettete Trudi Huber ihre Schwester

auf und hüllt alles in Pulvernebel. Trudi würgt es in der Kehle. Sie tastet sich auf dem Boden des Estrichs vorwärts und sucht nach ihren kleinen Geschwistern. Inzwischen ist Frau Huber in die offene Stube gerannt. Ein entsetzlicher Anblick! Der Bekannte liegt tot auf dem Boden, den Kopf vom Rumpfe getrennt, mit zerschmetterten Gliedern. Die Stube ist ganz demoliert. Voller Entsetzen stürmen alle auf die Strasse hinunter, dem nächstliegenden Luftschutzkeller entgegen.

Auch Trudi steht auf der Strasse und sieht ihren fliehenden Geschwistern nach. Gott im Himmel, wo ist die kleine Ursula? Trudi krampft sich das Herz zusammen; das Kind ist nirgends zu sehen. Ist es noch oben auf der Zinne? Trudi stürmt in Todesangst durch den Qualm bis in den Estrich hinauf. Sie steht still – es brennt lichterloh in den Dachluken. Da erscheint das Nesthäkchen an der Zimmertüre und streckt seiner Schwester voller Entsetzen die Ärmchen entgegen. Trudi eilt die brennenden Stufen hinauf, reißt die Anderthalbjährige zu sich empor und schreit verzweifelt von der Zinne auf die Strasse hinunter um Hilfe. Wie sollte sie mit ihrem Schwesterchen durch diesen Brand und Qualm hinunterkommen! Doch kaum eine Menschenseele ist auf

dem Platze zu sehen. Die Treppentritte beginnen im Feuer zu knistern. Brennende Holzstücke fliegen zu Boden. Was nun tun? Trudi klemmt die Kleine in Todesverachtung unter dem Arme fest und springt mit dem Schwesterchen über die brennenden Stufen hinunter.

Wie die junge Lebensretterin auf die Strasse kam, weiss sie heute selbst nicht mehr. Im nahen Luftschutzkeller bricht sie ohnmächtig zusammen. Wir haben einen besonders guten Schutzengel gehabt», erzählt sie uns später. Wenn sie nun abends müde von der Fabrik heimkommt, so hängt sich ihr das liebe Urseli so selig um den Hals und ist immer um sie, als ob es bereits zu ermessen vermöchte, was es seiner grossen Schwester zu verdanken hat. Trudi ist glücklich, aber in seinen einst lachenden Augen steht ein tiefer Ernst. Dass doch endlich Frieden wäre, ist ihr grösster Wunsch.»

*Schaffhauser Nachrichten vom 3. Mai 1944.*

*Dem Bombeneinschlag beim Bahnhof fielen im und um das Gebäude 18 Menschen – beinahe die Hälfte aller Umgekommenen – zum Opfer.*

*In der Arbeiter-Zeitung beschrieb ein Augenzeuge des verheerenden Treffers, wie er sich in letzter Sekunde in den schützenden Graben zwischen Zug und Bahnsteig werfen konnte und dann mit anderen Überlebenden die ersten Rettungsarbeiten einleitete.*

«Wir standen mit Zug 4354, der um 10.58 Uhr Schaffhausen verlässt, abfahrtsbereit auf Bahnsteig 1 und suchten den Horizont nach Flugzeugen ab. Mit mächtigem Brummen kam das erste Geschwader, das ca. 24 Bomber zählte, dann das zweite mit nahezu gleich vielen. Sie schossen Signalaraketen ab, die einen zickzackigen Schweif zurückliessen und vorn eine rote Leuchtkugel hatten. Kurz darauf hörten wir die Detonationen der zwischen Schlatt und Langwiesen niedergegangenen Bomben (ich konnte mich am Sonntag von der Richtigkeit überzeugen, ich zählte 40-50 Bombentrichter, eine Brandbombe vernichtete ausserdem den Güterschuppen der Station Schlatt). Wir waren jedoch von diesen Detonationen nicht weiter beeindruckt, da wir annahmen, es handle sich um das Abwehrfeuer unserer Flab.



Die Zeit der Abfahrt rückte heran, der Kondukteur bestieg die vorderste Plattform, der Zugführer meldete dem Souschef «Packwagen fertig» und kam nach vorn gegen den Packwagen. Ich stand immer noch auf dem Bahnsteig und blickte jetzt nach den Zuschauern, die beim südlichen Ausgang standen. Im gleichen Moment hörte ich das Geprassel der Bombeneinschläge in der Stadt. Das sind Bomben, dachte ich und warf mich zwischen Bahnsteig und Zug. Was jetzt geschah, war Sache einiger Sekunden, denn kaum hatte ich mich niedergeworfen, als auch schon eine Bombe ins Bahnhofsgebäude fiel. Das getroffene Fahrdienstbüro barst auseinander, und ich sah nur noch eine schwarze Wolke und das Feuer der explodierenden Bombe. Die ganze Masse wurde mit unheimlicher Wucht gegen den Zug geschleudert. Die Zuschauer, die vorhin noch dort gestanden hatten, wurden hinweggefegt und mit den Schuttmassen gegen den Zug geschleudert, worauf sie teils unter den Wagen liegen blieben, teils auf den Bahnsteig zurückgeworfen wurden. Als das Krachen aufgehört hatte, konnte ich mich nicht gleich erheben, denn das Gesehene erschütterte mich dermassen, dass ich wie gebannt noch einen Augenblick liegen blieb. Ich wusste, dass von den Betroffenen keiner mehr am Leben sein konnte. Ich hatte das Grauenhafte als einziger mitangesehen und war wie durch ein Wunder verschont geblieben. Mein Gehilfe, der sich unter die Lokomotive verkrochen hatte, kam bereits herbeigeeilt, als ich mich erhob; der Kondukteur war ebenfalls heil davongekommen, und wir eilten alle drei zur Unglücksstelle.

Mein Gehilfe hatte bereits den Zugführer in den Armen, der durch die Wucht des Luftdruckes gegen den Zweitklasswagen geschleudert worden war und starke Kopfverletzungen davontrug. Vor wenigen Sekunden noch hatte ich mit ihm gesprochen, jetzt waren Gesicht und Uniform derart mit Blut und Dreck bedeckt, dass er nicht mehr zu erkennen war. Nach einer ersten Stärkung im Bahnhofbuffet wurde das erste daherkommende Auto angehalten, um den Mann ins Spital zu transportieren, doch der noble Herr erklärte, er hätte anderes zu tun und fuhr davon. Das nächste war ein Postauto; der Pöstler erklärte sich sofort bereit, und mit einem Passanten zusammen fuhr der inzwischen ohnmächtig gewordene Zugführer weg.



Beim Bahnhof starben 18 Menschen

Der Gepäckarbeiter und seine Frau, die in der Wohnung über dem Fahrdienstbüro wohnten, kamen wie durch ein Wunder nur mit Verletzungen davon und wurden sofort ins Spital eingeliefert. Ich sah mich nach weiteren Verletzten um und gewährte, dass einer der Verschütteten noch lebte – es war Souschef Fridolin Müller, wie ich nachher erfuhr; seine Beine waren mit einem grossen Sandsteinquader bedeckt, wovon wir ihn mit vereinten Kräften befreiten und ebenfalls ins Spital transportierten, wo er jedoch nur noch eine Viertelstunde lebte.

Dann kümmerten wir uns um die Übrigen, denen leider nicht mehr zu helfen war. Auf dem Bahnsteig lagen vier Leichen, unter ihnen Julius Meister, die anderen waren nicht mehr zu erkennen. Beim Ausgang lagen weitere zwei, bei denen es sich um Elsbeth Stamm und Max Hug handeln musste, da beide Mappen bei sich trugen. Unter meinem Zug waren vier Leichen zu finden, worunter sich Dienstmann Gnädinger und Monteur Hösli befanden; die anderen zwei kannte ich nicht. Jenseits des Zuges lagen zwei weitere, die vermutlich durch die Wucht des Luftdruckes aus dem Wagen gegen den auf dem zweiten Geleise stehenden Zug geschleudert worden waren und so den Tod fanden. Ich suchte auch meinen Zug, der bis auf Lokomotive und Packwagen völlig demoliert war, nach weiteren Opfern ab, doch fand ich zwischen den kreuz und quer stehenden Bänken keine Passagiere.

Für den Bahnhofstellvertreter Alfred Müller und Souschef Wieland, die sich im Fahrdienstbüro befanden, bestand keine Hoffnung mehr, da die Bombe daselbst explodierte. Im Telegraphen- und Kassenbureau fand Johann Vetsch den Tod. Einnehmer Furter hatte Glück im Unglück, er kam mit dem Leben davon.

In anerkennender Weise möchte ich noch darauf hinweisen, dass uns bald einige Offiziere bei unserer schweren Arbeit zu Hilfe kamen. Doch bei dem grauenhaften Anblick der 12 Leichen in einem Umkreis von kaum 10 Metern blieben auch sie einen Augenblick wie benommen stehen, bis sie von einem Eisenbahner mit kräftiger Stimme aus ihrem Sinnen gerissen wurden, der sie zum Zugreifen aufforderte. Darauf packten sie sofort zu, vom Hauptmann bis zum Leutnant, und halfen uns die noch daliegenden Leichen wegzuschaffen.

Jetzt kam auch noch der Luftschutz der SBB, um die noch Verschütteten im Fahrdienstbüro zu bergen. Sie leisteten gute Arbeit, obwohl der Grossteil ihres Bestandes 50, 60 und mehr Lebensjahre zählte. Was uns jedoch empörte, waren die wiederholten Achtungsstellungen und das genaue Ausrichten, die von der Mannschaft verlangt wurden. Solche Formalitäten waren in Anbetracht der schweren Katastrophe unseres Erachtens überflüssig und gehören auf den Übungsplatz.

Mit Rücksicht auf die Angehörigen der Verunglückten konnte ich selbstverständlich das Erlebte nicht in allen Details beschreiben. Der Anblick all des Grauenhaften verfolgte mich jedoch Tag und Nacht, sodass ich mich entschloss, diesen Bericht niederzuschreiben, in der Hoffnung, die Eindrücke, die mich nicht zur Ruhe kommen lassen, endlich loszuwerden.»

*Arbeiter-Zeitung vom 6. April 1944.*

*Peter Vogelsanger, Pfarrer der Steigkirche und später des Zürcher Fraumünsters, beschrieb in seinem autobiographischen Text «Mit Leib und Seele» ausführlich seine Zeit in Schaffhausen. In einem eigenen Kapitel schilderte er die Bombardierung, welche zu schweren Zerstörungen an der Steigkirche führte. Wie durch ein Wunder blieb der Organist, welcher sich während der Bombardierung in der Kirche aufhielt, unversehrt.*

«Am Samstagmorgen (es war der Samstag vor dem Palmsonntag) arbeitete ich an meiner Konfirmationspredigt. Gegen elf Uhr kam der Organist, Herr Hans Künzle [...], und besprach mit mir die morgige Feier, verliess dann das Pfarrhaus, um zum Üben über die Strasse in die Kirche zu gehen. Da hörte ich das Brummen von schweren Motoren in der Luft. Das war nichts Ungewohntes – es waren die amerikanischen Bomber, die schon oft unsere Grenze überflogen hatten. Niemand beachtete sie mehr. Diesmal dröhnte es anders, gefährlicher, bösartiger. Ich trat unter die grosse Glastür, die in den stillen Garten führte, und beobachtete interessiert die mächtige Staffel, die oben herannahte. Plötzlich vernahm man starke Detonationen. Ich meinte zuerst noch, es sei Abwehrfeuer der schweizerischen Flab drüben am Kohlfirst. Rasch aber merkte ich, dass die Explosionen näher lagen, mächtig auf unser Haus zu-

kamen, dass die Wände wankten, die Scheiben klirrten, der Boden bebte. Um Gotteswillen, das sind wirklich Bomben! Ich raste ins Haus, traf sofort auf unser Vroneli, das friedlich beim Spielen war, packte es und brachte es an die Tür des Luftschutzkellers, von wo es den Weg selber hinunterfand, rannte die breite Treppe empor und riss die kleine Cornelia aus ihrem Bettlein. Meine Frau kam auch hergerannt, und wie wir alle, von Panik erfasst, hinuntersausten, erfasste ich eben noch mit einem Blick durchs Fenster, dass drüben die Kirche getroffen war, wankte, das ganze Dach gehoben wurde und hinter uns im Pfarrhaus selber alles krachte. Als wir alle unversehrt im Luftschutzkeller gelandet waren, noch bebend vor Schreck, waren noch einige Augenblicke lang Einschläge zu hören, aber schon weiter weg. In welcher Richtung sie lagen, konnte man nicht feststellen.

Kaum hatten wir uns ein wenig gefasst, überkam es mich heiss: Der Organist! Der ist ja in der Kirche drüben, der feine, ängstliche Mann. Was ist dem passiert? Und wie ich eben, unter heftigen Protesten der Meinen, hinaufzueilen wollte, um nach ihm zu sehen, öffnete sich oben an der Treppe die Tür. Er war es – lächelnd wie ein Irrer, total verstört, mit einem seidenen Foulard um den Kopf gewickelt und ganz verstaubt. Er hatte die Empore noch nicht betreten, als die beiden Bomben die Kirche trafen, sondern befand sich noch in einer dick ummauerten Wendeltreppe des hinteren Eckpfeilers, der standgehalten hatte. Das hat ihm das Leben gerettet. Noch zwei, drei andere Personen waren unterdessen von der Strasse in unseren Keller geflüchtet. Wir beruhigten uns, aber zugleich barst ich fast vor Unruhe; du musst nach deiner Kirche schauen! Fass dich! Und wieder gegen die Warnungen der Meinen rannte ich nach oben, hörte noch, wie mir Herr Künzle nachrief: «Herr Pfarrer, schauen Sie doch bitte nach meinem Hut – ich habe meinen Hut verloren!»

Oben war alles totenstill. Sofort sah ich die Verwüstung. Im Haus war es zwar nicht so schlimm; sämtliche Scheiben waren geborsten, die Türen teilweise aus den Rahmen gesprengt, die Bücher meines Studierzimmers alle vom Luftdruck aus den Schäften gerissen. Aber drüben, jenseits der Strasse, bot die Kirche ein Schreckensbild. Zwar standen Turm und Mauern noch, aber das Dach war eingestürzt, und durch die weggerissene Mitteltür blickte ich in ein Chaos, in dem vorn, genau dort, wo vorher die Kan-



Innenansicht der Steigkirche

zel gestanden hatte, eine steile Flamme emporzüngelte. Die Strasse voll von Splittern und Steinbrocken und total menschenleer. Ich wollte ans Telephon eilen und die Polizei oder Feuerwehr anrufen, aber die Verbindungen waren unterbrochen. Da packte ich hinter dem Haus mein Velo, rief noch in den Keller hinunter, sie sollten alle völlig in Deckung bleiben, ich eilte in die Stadt aufs Polizeikommando. Und erst jetzt, als ich vom Steigplatz, auf dem sich weit und breit nichts mehr regte, im weiten Bogen die Steigstrasse hinunterfuhr, im grauen Lismer und den Hausschuhen, wurde mir das volle Bild der Verwüstung bewusst.

Überall, im nahen Fäsenstaub, vor allem aber von der Neustadt, deren Hintermauern gegen die Bahnlinie abfielen, stiegen mächtige Flammen und Brandwolken zum Himmel empor. Am Oberator sah ich neben einem Trichter einen Toten liegen, um den sich schon einige bemühten. Die Katastrophe am nahen Bahnhof bemerkte ich noch nicht – dort war eine Bombe mitten unter eine Menge von Leuten, die auf den Zug warteten, gefallen –, sondern raste aufs Stadthaus. Mitten unter einer Gruppe von Männern traf ich in der Vorhalle auf Bringolf und rief ihm zu: «Herr Stadtpräsident, die Steigkirche brennt, wir müssen die Feuerwehr haben!» «Sie haben gut reden – die halbe Stadt brennt! Sehen Sie zu, was zu machen ist!» – und schon war ich wieder auf dem Velo den gleichen Weg zurück. Es war das einzige Mal im Leben, dass ich die stark ansteigende Strasse bis zuoberst radelte, ohne abzusteigen. Die tapferen Leute oben waren schon am Löschen, unter Anleitung des Schulhauspedells, indem in Kesseln in einer Kette Wasser vom Brunnen im Schulhof weitergereicht und auf die Brandstelle geschüttet wurde. Die Kirche hatte es getroffen, aber alle Häuser ringsum, nicht nur das Pfarrhaus, sondern vor allem die beiden Steigschulhäuser, das Altersasyl, das Töchterinstitut, waren, von kleinen Ritzern abgesehen, verschont geblieben. Die Schulkinder waren alle noch in den Kellern, mäuschenstill. Der Brand im chaotischen Kircheninnern war bald gelöscht. Nur drüben im nahen prächtigen Rauschengut sah man durch die alten Bäume einen mächtigen Brand auflodern. Ebenso weiter oben am Stokarberg.

Eben wollten wir an diese Stätten zuhulfe eilen, da fuhr ein Wagen mit Lautsprecher durch die Strassen. Die Stimme aus dem Lautsprecher rief, alle wehrfähigen Männer sollten sofort in Uni-

form sich nach dem Gelbhausgarten-Schulhaus begeben, wo die Hilfsdienste organisiert würden. Hastig zog ich die Uniform an und eilte in die Stadt hinunter. Mir wurde die Weisung erteilt, ich solle sofort aufs Stadthaus zu einem Rapport des Stadtpräsidenten gehen. Bringolf sass im Sitzungssaal, erschüttert, aber mit bewundernswerter Fassung; um ihn der ganze Stadtrat, auch Oberst Oskar Frey, der Platzkommandant, dazu eine Reihe anderer bekannter Männer. Fest und klar orientierte Bringolf zuerst kurz über die Lage: das Bombardement hatte vor allem den westlichen und südlichen Teil der Stadt getroffen, das Fabrikgebiet gegen Neuhausen, das Villenviertel auf der Steig, aber auch das Museum Allerheiligen, die schönen alten Häuser um den Herrenacker und an der Neustadt und vor allem den Bahnhof. Die Zahl der Toten und Verwundeten liess sich noch nicht feststellen. Dann gab der Stadtpräsident jedem seine Aufgabe. Ich wurde ins Kantonsspital zu den Verwundeten geschickt; ich solle zusehen, wie ich ihnen beistehen könne. Den Anblick im Spital Keller, wohin man die Verwundeten brachte und am Boden auf Matratzen legte, werde ich nie im Leben vergessen. Von Lager zu Lager ging ich, beugte mich nieder, versuchte ein paar Worte zu stammeln, während jüngere Ärzte eifrig erste Hilfe spendeten, bis die Verwundeten nach oben in den Operationssaal gebracht werden konnten. Ich beugte mich zu einem, dessen Gesicht ganz verdreht, wie verkohlt war und der eben die Augen aufschlug. Er erkannte mich, ich ihn aber erst, als er mich ächzend anredete: «Ooo Herr Pfarrer, da isch furchbar, wäme verschüttet isch! Aber jetzt isch guet!» Es war der Vater einer früheren Konfirmandin, Souschef am Bahnhof, ein grosser, schöner Mann, der mich früher immer ermahnt hatte, nicht in letzter Minute auf den Zug zu kommen. Man hatte ihm Morphium gegeben. Er wusste nicht, dass beide Beine abgedrückt waren. Zehn Minuten später starb er, während ich neben ihm kniete.

So ging es tief in den Nachmittag hinein. Ächzen, Stöhnen, Beten, Verstummen, Erblassen. Weisse Ärztemäntel und Schwesterntrachten, blaue Luftschutzuniformen, Herzutragen von Bahren, Hinauftragen von Bahren in die Chirurgie. Zwischenhinein, als es etwas ruhiger wurde, fand ich einen Moment, um durch die Hintersteig zum nahen Pfarrhaus hinaufzurennen, um nachzuschauen, wie es den Meinen und ihrer Umgebung gehe. Ich traf



den treuen alten Stadtschreiber bei ihnen; er war gekommen, um nach der Pfarrfamilie zu schauen. Ich bat ihn, womöglich alle Konfirmanden durch Herumsagen auf abends 6 Uhr vor der Kirche zu versammeln, und eilte wieder ins Spital. Dort kam eben der feine alte Dr. Schoch von Schleithem, ein Landarzt alten Stils, schluchzend die Treppe herunter; er hatte seinen Sohn, den Regierungsrat und Erziehungsdirektor Dr. Gustav Schoch, unter den Toten identifiziert. Zur angegebenen Zeit waren die Konfirmanden alle versammelt und sahen stumm auf das Bild der Zerstörung. Zu meiner Erleichterung aber war nicht nur keinem von ihnen, sondern auch keinem ihrer Angehörigen ein Leid geschehen. Ich fragte sie, ob wir die Feier morgen an anderm Ort abhalten oder auf später verschieben wollten. Alle waren für deren Durchführung am Palmsonntagnachmittag im Münster, das uns zur Verfügung gestellt wurde. Dann wieder ins Spital, von wo ich erst am späten Abend, vermutlich ziemlich müde, heimkehrte. Meine Frau mit dem Dienstmädchen und vor allem dem wackeren Fräulein Heller von drüben im Asyl hatte schon schwer mit Aufräumen, Zusammenlesen der Scherben in all den Zimmern, Aufputzen des Schuttes, gearbeitet. Das Haus hatte zwar keine Scheiben mehr, und es war bissig kalt. Aber alle waren wohlbehalten. Die Kindlein schliefen fest in ihren Bettchen. Strom hatten wir keinen. Aber beim Schein einer Kerze las ich noch den 91. Psalm.»

*Peter Vogelsanger, Mit Leib und Seele, Erlebnisse und Einsichten eines Pfarrers, 6. Aufl., Zürich 1977, 196-200 (© Theologischer Verlag Zürich).*

*Regierungsrat Dr. Gustav Schoch wurde beim Haupteingang des Regierungsgebäudes durch Splitter der vor der Beckenstube niedergegangenen Sprengbombe tödlich getroffen. Seine Tochter Brigitte Schoch beschrieb in ihrem Buch über ihre Jugendjahre, wie sie vom elterlichen Heim in Buchthalen aus das schreckliche Geschehen in der nahen Stadt beobachtete und wie schliesslich die schlimmen Ahnungen über das Schicksal des Vaters zur Gewissheit wurden.*

«Damals flössten sie [die Luftschuttsirenen] mir noch nicht die gleiche Angst ein wie heute. Sie kündigten lediglich einen Überflug fremder Flugzeuge an.

Wir dachten nicht daran, in den Luftschutzkeller zu gehen, sondern standen alle im Garten und schauten gespannt zum Himmel. Dort, am Rande der Bläue, tauchten nun die Flugzeuge auf. Schwere Bomber flogen in eleganter Keilformation daher wie grosse silberne Vögel. Ein faszinierender, aber auch beängstigender Anblick! Erst als die Staffel vorübergezogen war, erklangen wieder die Stimmen des Frühlings. Die Bienen summten im blühenden Forsythienstrauch, Vögel zwitscherten, und im Sandhaufen des Nachbargartens lachten Kinder.

Ein zweites Geschwader, das in beachtlicher Höhe daherzog, erstickte wiederum alle Fröhlichkeit. Mama stand neben mir; sie hielt Sabine im Arm, die ihre Händchen in die Höhe streckte, begeistert auf die Flugzeuge zeigte und «Tsch-Tsch» ausrief.

Plötzlich sahen wir über dem Kohlfirst kleine, gekräuselte Rauchwolken aufsteigen. Sie standen als unheilvolles Zeichen am Horizont. Ich hatte Angst.

«Hinunter in den Keller, Kinder!» befahl meine Mutter. Wir eilten in den Luftschutzkeller, lehnten uns an die kalten, grauen Wände und warteten. Ich hielt noch immer mein Frühlingssträusschen in den nun plötzlich kalt gewordenen Händen.

Eine heftige Detonation ertönte, der gleich darauf weitere Detonationen folgten. Gewaltige Luftdruckmassen erschütterten unser Haus und brachten alle Fenster zum Klirren. Die Angst und die Erregung in mir waren wie ein schwarzes, tiefes Loch, in dem ein Feuer loderte.

Ich flüchtete zu Mama.

Ihre Arme hielten uns drei Kinder umschlungen.

Das dritte Geschwader, bestehend aus 23 amerikanischen Flugzeugen, warf seine Bomben über Schaffhausen ab. Eine Minute nur, die jedoch für uns zur Ewigkeit wurde, hatte dieser grässliche Spuk gedauert, dann war es wieder stille draussen. Das angstvolle Weinen meiner beiden Schwestern erfüllte den Kellerraum, der zu meinem Erstaunen immer noch gleich aussah wie vor dem Bombardement; nur auf dem Boden lagen die Veilchen und die Gänseblümchen meines Sträusschens in Staub und Kies verstreut.

Wir wankten ins Freie.

Schon die Luft war anders. Schwer von Rauch und Feuer. Und dann sahen wir von der nahen Stadt her gewaltige Rauchsäulen aufsteigen, die den Himmel verdüsterten.

Hörte man nicht das Feuer knistern? Wo befindet sich Papa?

«Bestimmt im Luftschutzkeller des Regierungsgebäudes», tröstete uns Mama. In fliegender Hast wählte sie die Telephonnummer seines Büros. Doch das Telephon funktionierte nicht mehr.

Was tun? Panik ergriff mich. Wir konnten doch nicht einfach dableiben und warten, ob mein Vater zurückkommen würde...

Zusammen mit anderen Leuten unseres Quartiers rannten meine Mutter, Julia und ich die Säntisstrasse entlang zum Munot. Sabinchen hatten wir in der Obhut einer Nachbarsfrau zurückgelassen. «Oh Gott», betete ich auf dem ganzen Weg, «lass unseren Vater am Leben sein!»

Äusser Atem standen wir auf der Zinne des Munots und blickten hinab auf die brennende Stadt. Aus den Altstadthäusern qualmte und loderte es. Das Regierungsgebäude war umzingelt von Rauchschwaden. Wo befindet sich das Fenster des Büros meines Vaters? Dringt Rauch aus ihm? Nein, Gottlob nicht!

Wir konnten wieder aufatmen. Ich war so erleichtert, dass es mich froh.

Die Menschen rings um uns blickten verwirrt auf die Verheerung, die die Spreng- und Brandbomben angerichtet hatten. Ganze Stadtteile standen in Flammen. Die neue Tuch AG und der Bahnhof hatten einen Volltreffer erhalten. Im Flammenmeer versunken waren auch die Industriegebäude längs der Mühlenstrasse. Über Neuhausen lag eine schwarze Rauchmasse. Auch auf der anderen Seite des Rheins, in Feuerthalen, loderten Brände auf.

Das also war das grausame Antlitz des Krieges. Er hatte bis heute meine Kindheit nie ernstlich bedroht, überschattet wohl; aber es waren Schatten gewesen von Wolken, die über eine heile Landschaft hinwegzogen. Nun stand die Wolke still. Sie war schwarz, furchterregend, bleischwer.

Verstört und traurig traten wir den Heimweg an. Vielleicht ist Papa in der Zwischenzeit schon heimgekommen? Dieser Gedanke beflügelte unsere Schritte. Der Duft seines Pfeifentabaks erfüllte das Haus.

«Papa!» Keine Antwort!

Papa lebt, das ist doch gewiss, oder nicht? Er war in seinem Büro oder im Luftschutzkeller, als die Stadt bombardiert wurde. Aber der Luftschutzkeller befindet sich nicht im Regierungs-

gebäude, sondern im Gebäude nebenan. Er musste also den Platz überqueren, um in den Keller zu gelangen! «Wo ist Papa, Mama?»

Auch Mama war aufgeregt, doch sie versuchte sich zu beherrschen. Ihre Hände zitterten, und in ihrem Gesicht zuckte es. Ihre Stimme tönte anders als sonst:

«Ich weiss nicht, Kinder. Aber die Stadt brennt. Bestimmt hilft euer Vater. Er muss mit dem Stadtpräsidenten Bringolf zusammen die ersten Massnahmen treffen. Niemand hat mit einem solchen Bombardement gerechnet. Rasche Hilfe ist notwendig. Denkt, was da alles organisiert werden muss!»

Das Telephon klingelte. Es war möglich, uns zu telephonieren, nur die Verbindungen zur Stadt waren unterbrochen. Mama nahm den Hörer ab und lauschte. Noch immer war ihr Gesicht ernst, ihre Augen jedoch erschienen plötzlich wieder um einen Ton heller.

«Grossvater Steiner hat telephonierte. Er sagte, Gust liege im Spital. Er ist verwundet. Wie schwer, weiss ich nicht. Ich muss zu ihm! Bitte Kinder, weint jetzt nicht, geht zu unseren Freunden, den Hirts. Wartet dort, bis ich wiederkomme. Seid vernünftig, ihr könnt wirklich nicht mitkommen! Papa wird wieder gesund, bestimmt!»

Später hat mir Mutter erzählt, wie sie im Spital und in der brennenden Stadt nach Vater suchte.

Sie eilte in den Spitalräumen von Bett zu Bett, von Bahre zu Bahre, schaute in jedes Gesicht, jedoch den einen, den sie suchte, fand sie nicht.

Sie fand ihn auch nicht in den Strassen, die bereits abgesperrt waren und die übersät waren mit Glassplittern, zerbrochenen Ziegeln, Mörtel und Steinen. Sie beachtete die Gefahr nicht, die ihr drohte, als sie an den brennenden Häusern vorbeilief, an Mauern, die zusammenkrachten, an Balken, die herunterstürzten. Feuerwehrleute wollten sie aufhalten, doch es gelang ihnen nicht. Sie hatte nur den einen Gedanken im Sinn, so rasch wie möglich zum Regierungsgebäude zu gelangen, denn dort würde sie ihren Mann gewiss finden.

Im Sporengrässchen in der Altstadt stiess sie auf eine bekannte Frau. Sie streckte meiner Mutter beide Hände entgegen und sagte: «Sie arme Frau, ich kondoliere Ihnen!»

Julia und ich gingen Hand in Hand heimzu. Wir wussten noch nicht, dass die Brisanzbombe, die vor dem Regierungsgebäude einen tiefen Krater in die Strasse gerissen hatte, das Leben von fünf Menschen gefordert hatte. Einer davon war unser Vater.

In der Luft lag noch immer der unheilvolle Brandgeruch. Der Weg heimzu erschien uns unendlich lang.

Vor unserem Haus standen Autos. Julia half mir das Gartentürchen aufzustossen. Man musste es ein wenig aus den Angeln heben, um es zu öffnen. In den weissen Zweigen unserer drei Birken hingen verkohlte Fetzen. Der Wind hatte sie von der brennenden Stadt hierher getragen. Auf mein Herz senkte sich eine Last. Sie wurde noch schwerer, als ich die schwarzen Mäntel in der Garderobe hängen sah und gedämpfte Stimmen und dazwischen ein Schluchzen aus dem Wohnzimmer hörte.

Auch Augen können so aussehen, als wären sie bombardiert worden. Mamas Augen sahen so aus, als sie uns entgegentrat. Der Druck drohte nun mein Herz zu zersprengen. «Hat Papa große Schmerzen?» fragte Julia. Mama schüttelte den Kopf: «Er hat keine Schmerzen mehr, Kinder», sagte sie und blickte uns traurig an, «er ist im Himmel.»«

*Schoch, Brigitte, Reiher am Himmel – Flüchtlinge im Tal, Jugendjahre an der Schaffhauser Grenze 1944/1945, Schaffhausen 1981, 202-207 (© Meili Verlag / Impressum AG, Schaffhausen).*

### **Die Bombardierung als literarischer Stoff.**

*Die Bombardierung Schaffhausens war ein Ereignis, das in der ganzen Schweiz grosse Betroffenheit auslöste. Auch wenn es sich – gemessen an den Opfern und den Zerstörungen des Luftkrieges über Deutschland - nicht um einen schweren Angriff handelte, traf er die Schweizerinnen und Schweizer empfindlich und unvermittelt in ihrem Bewusstsein, auf einer Insel des Friedens zu leben. Die Bombardierung Schaffhausens setzte sich im kollektiven Gedächtnis ganzer Generationen fest und taucht noch heute in Erzählungen von älteren Bewohnerinnen und Bewohnern der Stadt immer wieder auf.*

*In Ruth Blums frühem Roman «Der Gottesstrauch» spielt ein Ereignis, das trotz aller Verfremdung deutlich an die Geschehnisse in Schaffhausen erinnert, eine wichtige Rolle (ein Auszug ist untenstehend abgedruckt). In ihrem autobiographischen Werk «Die grauen*

*Steine» kommt Ruth Blum rund zwanzig Jahre später erneut auf die Bombardierung zu sprechen (Ruth Blum, Die grauen Steine, Schaffhausen 1971, 405ff).*

*Neben Kunstschaaffenden der Region setzten sich Silvio Blatter (im Roman «Das blaue Haus») oder Karl Geiser (vgl. S. 161 ff.) mit der Bombardierung auseinander.*

«Nachdem Daniel die Kaffeestube verlassen hatte, sass Annili eine Weile wie gelähmt auf dem Stuhl. Hier, in der Stadt, erschienen ihr die fremden Flugzeuge viel bedrohlicher als daheim im Dorf. Furchtbare Angst stieg in ihr hoch. «Ich muss Daniel zurückrufen», dachte sie und eilte nach der Türe. Auf der Schwelle aber prallte sie zusammen mit einem schreienden und flüchtenden Menschenstrom, der ins Hausinnere drängte und nach dem Luftschutzkeller schrie. «Sie bombardieren, sie bombardieren!» gellte eine aberwitzige Frauenstimme. Gleichzeitig ging ein Stoss durch das Haus. Die Fensterscheiben prasselten in den Gastraum hinein, faustgrosse Steine flogen nach, Kaffeetassen und Weingläser wirbelten klirrend auf den Boden...

Annili war in den Keller hinuntergekommen, sie wusste nicht, wie. Die stossende, drängende Menschenmenge hatte sie einfach mitgerissen. Fast besinnungslos vor Entsetzen lehnte sie an der Mauer, und erst der Anblick eines blutenden Jünglings, der von einem Stein getroffen war, löste ihre Erstarrung wieder. «Daniel», schrie sie äusser sich, «wo ist Daniel?» Und sie eilte nach der Kellertüre. Doch zwei Männerarme hielten sie gewaltsam fest, eine rauhe Stimme herrschte sie an: «Bleiben Sie! Begreifen Sie denn nichts? Es werden Bomben abgeworfen...»

«Und Daniel», schluchzte Annili verzweifelt, «Daniel ist draussen...»

Zitternd scharten die Menschen sich zusammen, blickten zur Decke empor und wurden weiss wie Leintücher, wenn sich über ihren Häuptern das geringste Geräusch vernehmen liess. Kinder weinten, Frauen hielten sich furchtsam an den Händen. Die Männer, die ihre Fassung bewahrt hatten, versuchten, die Erschreckten zu trösten. «Es ist ein neuer Keller», sagten sie zuversichtlich, «er wurde kürzlich erst ausgebaut. Er wird sogar einen Volltreffer aushalten.» – «Vorausgesetzt», murmelte jemand, «dass nicht gerade Erdbebenbomben fallen...»

«Es fallen überhaupt keine Bomben mehr», sagte der Mann, der Annili am Fortlaufen gehindert hatte. «Es ist ja alles schon ruhig geworden.»

«Ich dachte», sagte ein alter Herr mit Spitzbart, der ein Gläschen Vermouth in der Rechten hielt – er hatte es in der Aufregung in den Keller hinabgetragen – «es gälte der deutschen Nachbarschaft, als ich die ersten Detonationen vernahm. Wohin sind die Bomben denn gefallen?»

«Es muss ganz in der Nähe gewesen sein, sonst wären die Scheiben nicht eingestürzt.»

«Sie haben uns mit einer süddeutschen Stadt verwechselt.»

«Man wusste ja, dass es einmal kommen würde. Wir leben zu nahe an der Grenze.»

«Dennoch spazieren die Leute bei jedem Alarm gemütlich auf der Strasse herum. Einfach unverantwortlich...»

«Der Notausgang? Wo ist denn der Notausgang?»

«Es ist gar keiner da. Hübsch in der Falle sitzen wir!»

«Haben Sie gesehen, Frau Müller, der ganze Bahnhof ist ein Trümmerhaufen!»

Annili warf beide Arme in die Luft und rang nach Atem. «Daniel», rief sie abermals in Todesnot, «Daniel, warum kommst du nicht?»

«Wer ist denn dieser Daniel, nach dem sie immer schreit?»

«Wahrscheinlich ihr Mann, sie trägt einen Ehering.»

Eine Weile wurde es ganz still. Dann kam eine gebrochene Stimme aus einer Ecke: «Auch mein Gatte ist draussen, liebe Frau. Vielleicht ist er schon tot.»

«Und meine Schwester», murmelte ein junger Mann, «wollte auf den Eلفuhrzug.»

Doch Annili, selbstüchtig in ihrer schrecklichen Angst um den verschwundenen Daniel, empfand kein Mitleid mit ihren Schicksalskameraden. Sie dachte nur an den Geliebten, der oben war, in Tod und Untergang. Nein, sie ertrug dieses qualvolle Dasitzen nicht länger. Sie musste wissen, wo Daniel blieb. Sie musste hinaus, und wenn es ihr eigenes Verderben galt. Unauffällig entfernte sie sich aus dem Keller, lief durch die verwüstete Kaffeestube und suchte den Ausgang ins Freie. Vor der Türe aber stand ein Luftschutzsoldat und fuhr sie an: «Warten Sie doch, bis es Endalarm

gegeben hat! Die Bomber können jeden Augenblick wieder kommen. Gehen Sie in den Keller zurück!»

Annili wankte nach der Kellertreppe und setzte sich aufstöhnend auf die oberste Stufe. Sie hatte genug gesehen. Durch die zerschmetterten Scheiben der Gaststube hatten die Trümmer des zerstörten Bahnhofes sie angestarrt, und eine grauenhafte Gewissheit, dass Daniel darunter lag, machte ihren Kopf wüst und leer.

Endlich, endlich lärmten die Sirenen zum zweitenmal. Annili stürzte als Erste ins Freie. Sie wollte sich dem Bahnhof nähern; allein die Unglücksstätte war abgesperrt und militärisch bewacht.

«Wen suchen Sie?» fragte ein Korporal.

«Meinen Mann», gab sie kaum hörbar zurück, «Daniel Vogelsänger aus Wingoldingen.»

«Die Toten und Verwundeten sind schon weggeschafft worden. Erkundigen Sie sich bei der Polizei.»

Annili wusste nicht, wo der nächste Polizeiposten war. Sie vergass auch, danach zu fragen. Zerrissenen Geistes irrte sie durch die Strassen, die mit Glasscherben und Steinen übersät waren. Aus nahen Gassen stiegen schwarze Rauchsäulen himmelan, man hörte das Knistern unzähliger Brände, und die Mittagssonne stand als geisterhaft fahle Scheibe hinter einem grauen Vorhang von Russ und Staub. Immer wieder stiess Annili auf abgesperrte Strassenzüge und Plätze und wurde von uniformierten Männern zurückgeschickt. Sie stolperte über Gehsteige, die kunterbunt mit Tuchfetzen, Büchern und Palmsonntagskuchen bedeckt waren. Sie taumelte vorüber an Sanitätsleuten, die dort einen Schwerverwundeten auf einer Bahre forttrugen, hier einen Leichtverletzten am Arm wegführten. Und jedesmal, wenn sie angesprochen wurde, wiederholte sie mit tonloser Stimme den gleichen Satz: «Ich suche meinen Mann, Daniel Vogelsänger aus Wingoldingen.»

Zuletzt nahm sich ein Pfadfinder ihrer an und führte sie auf Umwegen zum Hauptgebäude der Kantonspolizei. Auch hier waren Bomben niedergegangen und hatten mehrere Menschenleben gefordert. Annili sah die Bilder der Verwüstung und sah sie doch nicht. Willenlos liess sie sich in einen Warteraum geleiten und auf einen dargebotenen Stuhl niedersinken.

«Was will die Frau?» fragte der Postenchef nervös, weil er um-



sonst versuchte, am Schaltbrett der Telephonanlage eine Verbindung herzustellen.

«Sie sucht ihren Mann», erwiderte der Pfadfinder, «einen gewissen Daniel Vogelsanger aus Wingoldingen.»

«Vogelsanger», wiederholte der Postenchef, «Vogelsanger Daniel... Warten Sie einmal, ich habe da eine Liste der Toten und Verwundeten, die bereits identifiziert worden sind... Ach ja, er trug den Fahrausweis für Traktoren auf sich...»

Er verstummte plötzlich und sah Annili mitleidig an. «Arme Frau», sagte er leise, «Ihr Mann ist tot.»«

*Ruth Blum, Der Gottesstrauch, Frauenfeld 1953, 289-293.*

**Reaktionen.** Die Reaktionen bezüglich der Bombardierung fielen unterschiedlich aus: Während in der schweizerischen und amerikanischen Öffentlichkeit ausschliesslich von einem irrtümlichen oder versehentlichen Bombardement die Rede war, sprach die deutsche Presse von einer geplanten und kriminellen Aktion.

*Zwischen den zuständigen Stellen der Schweiz und der Vereinigten Staaten kam es wegen der Bombardierung zu keinen scharfen oder gar gehässigen Wortwechseln. Die sich «aufdrängenden Schritte» wurden mit aller Vorsicht – diplomatischen Gepflogenheiten entsprechend – unternommen.*

«Das Politische Departement hat unverzüglich die schweizerische Gesandtschaft in Washington über die Bombardierung von Schaffhausen unterrichtet und sie angewiesen, bei der amerikanischen Regierung die sich aufdrängenden verschiedenen Schritte zu unternehmen. Weitere Instruktionen werden erteilt werden, sobald die erwarteten Schadenberichte vorliegen werden.

Am Samstagnachmittag hat Bundesrat Pilet-Golaz den Gesandten der Vereinigten Staaten in Bern, Harrison, empfangen, der ihm persönlich sein schmerzliches Bedauern über den unerklärlichen Irrtum, dem die Stadt Schaffhausen tragischerweise zum Opfer gefallen sei, ausdrückte.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 3. April 1944.*

*Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika liess durch ihren Aussenminister, Staatssekretär Cordell Hull, schon zwei Tage nach der Bombardierung erklären, dass sie, soweit dies überhaupt möglich sei, «für eine dem Schaden entsprechende Wiedergutmachung auf-*

*kommen» werde. Auf verschiedenen Wegen wurde durch amerikanische Behörden dem tiefen Bedauern über die Bombardierung Schaffhausens Ausdruck verliehen.*

«Staatssekretär Cordell Hull hat heute Mittag folgende Erklärung abgegeben:

«Ich möchte meinem persönlichen und dem tiefen Bedauern aller Amerikaner über die tragische Bombardierung der schweizerischen Stadt Schaffhausen durch amerikanische Flugzeuge Ausdruck geben.

Ich habe mit Kriegssekretär Stimson bereits die Fühlung aufgenommen, der mir auf Grund der bis jetzt vorliegenden Untersuchungsergebnisse erklärte, dass im Verlauf von Operationen gegen die deutsche Kriegsindustrie eine amerikanische Bombergruppe infolge einer Kette von Ereignissen die umfangreichen Vorsichtsmassnahmen nicht beachtete, die zur Verhinderung derartiger Zwischenfälle vorgeschrieben sind, und dabei irrtümlicherweise über schweizerisches Gebiet geflogen ist und auf schweizerischem Territorium nördlich des Rheins Bomben abgeworfen hat.

Kriegssekretär Stimson drückte mir sein tiefes Bedauern und die Teilnahme der amerikanischen Luftwaffe für diese Tragödie aus. Er ersuchte mich, dem schweizerischen Bundesrat zu versichern, dass, soweit es im Bereich der menschlichen Möglichkeit liege, jede Vorsichtsmassnahme ergriffen werde, um in Zukunft derartige unglückliche Ereignisse zu verhindern. General Spaatz hat bereits in Begleitung des amerikanischen Botschafters Winant beim schweizerischen Geschäftsträger in London vorgesprochen und ihm sein persönliches und das tiefe Bedauern der ihm unterstellten Mannschaften für die unglückliche Bombardierung von Schaffhausen ausgesprochen.

Es ist selbstverständlich, dass die amerikanische Regierung, so weit dies überhaupt angesichts eines so unglücklichen Ereignisses möglich ist, für eine dem Schaden entsprechende Wiedergutmachung aufkommen wird.

Ich habe den schweizerischen Gesandten in Washington in diesem Sinn unterrichtet und den amerikanischen Gesandten in Bern beauftragt, im gleichen Sinn Schritte bei der schweizerischen Regierung zu unternehmen.»

Staatssekretär Hull gab ferner einen Bericht des amerikanischen Botschafters in London bekannt, in dem Winant mitteilt, dass er «mit General Spaatz auf der schweizerischen Gesandtschaft vorgesprochen und in Abwesenheit des schweizerischen Gesandten dem Geschäftsträger Dr. Girardet sein tiefes Bedauern über die Bombardierung Schaffhausens ausgedrückt hat. General Spaatz erklärte Dr. Girardet, dass unsere Mannschaften über das Ereignis tief betrübt seien.»

Das Staatsdepartement teilte mit, dass der stellvertretende Staatssekretär Long und der Direktor der europäischen Abteilung, Dünn, auf persönlichen Wunsch des Staatssekretärs Hull am Montagnachmittag Minister Bruggmann das Bedauern der amerikanischen Regierung ausdrücken werden.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 4. April 1944.*

*Dass es sich bei der Bombardierung um einen Irrtum gehandelt hatte, bekräftigte der Kommandant eines der Geschwader, die Schaffhausen trafen, in einem Interview gegenüber der Agentur «United Press».*

«Der Kommandant eines der amerikanischen Geschwader, die Schaffhausen bombardierten, gab der United Press folgende Erklärung ab:

«Mit tiefster Bestürzung haben wir von dem Fehlbombardement Kenntnis genommen. Es tut uns furchtbar leid, dass dies geschehen konnte. Die Communiqués der amerikanischen Heeresluftwaffe werden die Situation erklären. Wir wurden einfach durch den Wind von unserem Kurs abgetrieben, da die Windgeschwindigkeit höher war, als man erwartet hatte.

Der Kommandant der Bombergruppe hatte keine Ahnung, dass die Bomben auf Schweizergebiet abgeworfen wurden, und viele von unseren Leuten wissen es jetzt noch nicht. Sie alle werden es im Laufe des Sonntags erfahren, und ich weiss, dass sie ausnahmslos sehr niedergeschlagen sein werden.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 3. April 1944.*

*Unter dem Titel «Heftige Polemik in der deutschen Presse» berichtete die Neue Zürcher Zeitung darüber, welche Reaktionen die Bombardierung Schaffhausens im von alliierten Luftangriffen schwer betroffenen Deutschland auslöste. Dabei zeigte sich, dass die Ansicht, bei der Bombardierung Schaffhausens könne es sich nicht um einen Irrtum gehandelt haben, von deutschen Zeitungen mit Vehemenz vertreten wurde. In der Schweizer Presse, welche wie diejenige Deutschlands Zensurbestimmungen unterlag, fehlten Artikel, welche die US-Flieger der absichtlichen Bombenabwürfe bezichtigten.*

«Der amerikanische Luftangriff auf Schaffhausen hat in Deutschland einen starken Eindruck hervorgerufen. Die Meldungen darüber beherrschen das Bild der Berliner Montagspresse, für die es feststeht, dass es sich um einen «in allen Einzelheiten genau vorbereiteten terroristischen Angriff» handelt. Ein Irrtum der amerikanischen Flieger wird nicht für möglich gehalten. Die Überschriften, unter denen die Nachrichten über den Hergang des Bombardements sowie die Schweizer Pressestimmen gegeben werden, sind ausserordentlich drastisch gehalten: «USA-Gangster bombardierten das neutrale Schaffhausen» oder «Der Gangster-Überfall auf Schaffhausen – ein blutiges Fanal für alle Neutralen». Auf den gleichen Ton sind die Kommentare abgestimmt, wobei der «Völkische Beobachter» ausführt: «Wer in der Schweiz noch geglaubt haben sollte, dass die Verwüstungen deutscher Städte rein militärischen Zwecken diene, der wird durch das Beispiel Schaffhausens eines anderen belehrt sein.»

Auch an der Wilhelmstrasse [=Sitz des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei] wurde der Vorfall heute zum Anlass genommen, um darauf aufmerksam zu machen, dass es den amerikanischen Fliegern bei ihren Bombardements nicht darauf ankomme, ausgesprochen militärische oder kriegswirtschaftliche Ziele zu treffen. Ihre Absicht sei vielmehr, die deutschen Städte als solche systematisch zu vernichten. Man ist in Berlin davon überzeugt, dass die Bevölkerung der Schweiz durch die über Schaffhausen hereingebrochene Katastrophe einen traurigen Anschauungsunterricht über die Methoden der angelsächsischen Luftkriegsführung, wie sie seit geraumer Zeit gegen die deutschen Städte angewandt wird, erhalten habe. Genau so wie in Deutschland, so seien auch in Schaffhausen die Wohnviertel der Stadt mit

ihren Kulturdenkmälern wahllos von den amerikanischen Fliegern bombardiert worden.

Von der deutschen Presse wird im Übrigen darauf hingewiesen, dass man sich in London und Washington stets über die fortgesetzte Missachtung der Schweizer Neutralität bedenkenlos hinweggesetzt habe [sic!], indem die Schweiz allzu oft für die englischen und amerikanischen Bombenflieger ein bequemes Ausweichsgebiet gewesen sei, um Ziele in Deutschland und Italien leichter angreifen zu können.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 4. April 1944.*

*Der Bundesrat, welcher seine Mitglieder Kobelt und Nobs nach Schaffhausen entsandt hatte, unterstützte die Opfer durch eine Spende von 200'000 Franken und setzte Massnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit vorzeitig in Kraft.*

«Der Bundesrat hat sich am Montagvormittag in einer ausserordentlichen Sitzung, die etwa anderthalb Stunden dauerte, erstmals mit dem Schaffhauser Bombardement befasst. Bundespräsident Stampfli und Bundesrat Kobelt erstatteten Berichte über ihre Wahrnehmungen und Informationen. Entgegen gewissen Presse- nachrichten befand sich der Bundespräsident nicht an Ort und Stelle.

Der Bundesrat hat beschlossen, an die Regierung des Kantons Schaffhausen ein Beileidschreiben zu richten. An den Beerdigungsfeierlichkeiten werden die Bundesräte Kobelt und Nobs offiziell teilnehmen. An der Bahre der Opfer wird ein Kranz niedergelegt. Ferner hat der Bundesrat eine sofortige Spende von 200'000 Franken bewilligt.

Schliesslich hat er beschlossen, dass die im eidgenössischen Arbeitsbeschaffungsprogramm für die Nachkriegskrisenzeit vorgesehenen Massnahmen für Schaffhausen mit sofortiger Wirkung in Kraft gesetzt werden. Damit soll den infolge der Zerstörung ihrer Arbeitsplätze beschäftigungslos gewordenen Arbeitern und Angestellten so bald als möglich wieder Arbeitsgelegenheit beschafft werden.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 3. April 1944.*



Stadtpräsident Bringolf liest das Schreiben des amerikanischen Präsidenten Roosevelt

Ein Jahr nach der Bombardierung, im April 1945, wandte sich der amerikanische Präsident, Franklin D. Roosevelt, in einem Schreiben an Stadtpräsident Bringolf:

*«My dear Mayor Bringolf:*

*I wish to thank you for the books you have sent me through Mr. Currie, and to take this occasion to express my personal sympathy to the city and people of Schaffhausen for the tragic accident which caused the loss of innocent lives and of irreplaceable art treasures. Very sincerely yours,  
sig. Franklin D. Roosevelt»*

Übersetzung: Ich möchte Ihnen für die Bücher, welche Sie mir durch Herrn Currie zukommen liessen, danken und benütze die Gelegenheit, um meine persönliche Anteilnahme gegenüber der Stadt und der Bevölkerung von Schaffhausen zu dem tragischen Unglück auszudrücken, das den Verlust von unschuldigen Menschenleben und von unersetzlichen Kunstschätzen verursachte.

*Stadtarchiv Schaffhausen, CII 04.50/86.*

**Fürsorge.** Über die Fürsorgemassnahmen, die zugunsten der Bombenopfer ergriffen wurden, gibt der von Fürsorgereferent Hermann Erb verfasste und hier wiedergegebene Bericht Auskunft.

*Die abgeworfenen Brand- und Sprengbomben zerstörten etwa 60 Gebäude vollständig und führten dazu, dass in der Stadt Schaffhausen für 465 Obdachlose Unterkünfte gefunden werden mussten.*

*Daneben waren Sach- und sogenannte Personenschäden aufzunehmen, war die Weiterzahlung des Lohnes für Arbeiterinnen und Arbeiter zerstörter Fabriken zu organisieren und musste in vielen kleinen und unspektakulären Fällen Hilfe geleistet werden.*

«Eine halbe Stunde nach der Bombardierung waren die Helfer des Kriegsfürsorgedienstes auf ihren Posten. Befehlsgemäss hätten sie erst nach dem Endalarm einrücken müssen. Angesichts der brennenden Stadt hielt sich aber niemand an diese Vorschrift. In zwei Schulhäusern (Rheinschule und Steigschule) wurden rasch zwei Notlager eingerichtet. Strohsäcke und Woldecken standen zur Verfügung. In den Strassen wurden handgeschriebene Plakate aufgestellt, die bekanntmachten, wo sich die Fürsorgestellen befanden. Das Hauptbüro der Kriegsfürsorge war am Schützengraben im Hause des Herrn Dr. von Mandach eingerichtet.

Gegen 12 Uhr mittags war ein Gewühl von Menschen in allen Strassen. Die Leute kamen aus den Luftschutzkellern, in die sie sich geflüchtet hatten. Arbeiter und Arbeiterinnen eilten aus den Fabriken nach Hause. Einige Strassenzüge waren abgesperrt. Mancher hat, als er vor seinem Hause ankam, dasselbe in Trümmern oder in Flammen vorgefunden und konnte nicht mehr in die Wohnung hinein. Im Mühlenquartier, das am meisten betroffen war, lag viel Mobiliar und Hausrat auf der Strasse. Tote und Verwundete wurden transportiert. Frauen und Kinder suchten nach ihren Angehörigen und nach Unterkunft. So war das Bild, als die ersten Hilfsmassnahmen einsetzten.



Das Hauptbüro der Kriegsfürsorge erteilte Auskunft, wies Quartiere an und stellte Obdachlosen-Legitimationskarten aus. Diese Ausweiskarten haben später für alle Fürsorgemassnahmen eine wichtige Rolle gespielt.

Als gegen 1 Uhr nachmittags die ersten Obdachlosen in den Sammellagern erschienen, konnte ihnen Tee und Suppe abgegeben werden. Das Ausmass der Katastrophe war in jenem Moment noch nicht zu überblicken. Viele haben, was naheliegend und vernünftig war, bei Verwandten oder Bekannten Zuflucht gesucht. In den beiden Schulhäusern sind bis gegen Abend hundert Obdachlose eingetroffen, die alle ohne Schwierigkeit placiert werden konnten. Dank dem raschen Eingreifen der Kriegsfürsorge hatte jeder schon für die erste Nacht ein Dach über dem Kopf und ein Lager, auf das er sich hinlegen konnte. Im Freien hat niemand übernachten müssen.

Am Sonntagvormittag, den 2. April, ist der Stadtrat zu einer Sitzung zusammengetreten. Er beauftragte den Fürsorgereferenten, in Verbindung mit der Kriegsfürsorge alle notwendigen Vorkehrungen für die Obdachlosen zu treffen und bewilligte hiefür einen Kredit von 100'000 Franken. Die Kompetenz für diese Krediterteilung hatte der Stadtrat nicht, sie ist aber später vom Grossen Stadtrat einmütig gutgeheissen worden. Am gleichen Tage wurde ein Komitee gebildet, bestehend aus der Leitung der Kriegsfürsorge und weiteren Personen aus der öffentlichen und privaten Fürsorge. Den Vorsitz führte der Fürsorgereferent. Im Ganzen hat dieses Komitee nur drei Sitzungen abgehalten. Zu langen Diskussionen fehlte die Zeit; man kam nur zusammen, um über die wichtigsten Fragen Beschluss zu fassen. In der Hauptsache stellten sich folgende Aufgaben:

1. *Verpflegung der Obdachlosen.*
2. *Wiederbeschaffung der notwendigsten Effekten.*
3. *Beschaffung von Wohnungen und Mobiliar.*

Durch amtliche Publikation wurden die Obdachlosen aufgefordert, sich beim städtischen Fürsorgereferat anzumelden. Mit dieser Anmeldung wollte man eine genaue Übersicht über die Zahl der Obdachlosen bekommen und die Verhältnisse in jedem einzelnen Fall kennenlernen. Gleichzeitig mit der Anmeldung war



Obdachlose werden auf Leistungen der Kriegsfürsorge hingewiesen.

vorgesehen, die erste Hilfe zu gewähren und die weiteren Bedürfnisse festzustellen. [...] Bis am 8. April hatten sich 465 Personen obdachlos gemeldet. Sie setzten sich zusammen aus 112 Familien mit 391 Angehörigen und 74 Einzelpersonen. In der Gemeinde Feuerthalen gab es 36 und in Neuhausen 41 Obdachlose, im ganzen also 542 Personen. In der Stadt haben sich äusser den Obdachlosen noch 87 Personen gemeldet, die Sachschaden erlitten hatten und sofortige Hilfe beanspruchten.

Am 5. April fand eine Versammlung der Obdachlosen im Landhaus statt. Etwa 220 Personen haben daran teilgenommen. Zutritt hatte nur, wer im Besitz einer Legitimationskarte war. Der Fürsorgereferent orientierte einlässlich über die geplanten Hilfsmassnahmen. Die Obdachlosen hatten Gelegenheit, Fragen zu stellen, wovon sie reichlich Gebrauch machten. Man hörte aber weder jammern noch klagen, obschon unter den Versammelten viele waren, die restlos alles verloren hatten. Die Stimmung war ernst, aber zuversichtlich. Psychologisch war die Versammlung sehr wertvoll, weil der Einzelne sah, dass er in seinem Unglück nicht allein war und weil alle den Eindruck erhielten, dass die Behörden das Menschenmögliche tun, um den Betroffenen beizustehen.

Die Verpflegung musste nicht nur für die Obdachlosen beschafft werden, sondern auch für die Familien, die nicht mehr kochen konnten, weil die Gasversorgung gestört war. Das Gas- und Wasserleitungsnetz hatte an der Beckenstube und an verschiedenen anderen Stellen direkte Treffer erhalten. Bei der Steigschule war eine Feldküche eingerichtet, die aber nicht leistungsfähig genug war, um alle zu verpflegen. Das Komitee beschloss deshalb schon in der ersten Sitzung, die Verpflegung in einige Gasthäuser zu verlegen. Ab dem 3. April wurden im Kreuz, Rüden, Landhaus, Schützenhaus und in der Kaffeehalle zur Glocke täglich drei Mahlzeiten abgegeben. Auch noch in einigen andern Wirtschaften und im städtischen Altersheim sind Obdachlose verpflegt worden. In den ersten Tagen erschienen zu den Mahlzeiten gegen 400 Personen. Das Essen wurde gratis abgegeben, als Ausweis diente die Legitimationskarte. Mit den Gastwirten war ein Preis von 5 Franken (drei Mahlzeiten) vereinbart, der vom Fürsorgereferat bezahlt wurde. Ob alle, die an den Mahlzeiten teilgenommen haben, darauf angewiesen und dazu berechtigt waren, konnte in den ersten

Tagen nicht genau festgestellt werden. Diese Frage wurde geprüft im Zusammenhang mit den erwähnten Erhebungen. Wenn sich ergab, dass die weitere Verpflegung notwendig war, wurde die Legitimationskarte abgestempelt. Vom 12. April an wurden nur noch Personen mit gestempelten Karten zu den Mahlzeiten zugelassen, und von diesem Datum an mussten von den Obdachlosen selbst 2 Franken pro Tag an das Essen bezahlt werden. Für Kinder bis zum 15. Altersjahr wurde die Hälfte verlangt. Der Preis wurde so angesetzt, in der Annahme, dass im privaten Haushalt ungefähr gleich viel für das Essen ausgegeben werden müsste. Die Differenz von 3 Franken für Erwachsene und 4 Franken für Kinder bezahlte weiterhin das Fürsorgereferat. Um eine genaue Kontrolle zu haben, wurden Kärtchen für jede Mahlzeit ausgegeben, die von den Helferinnen des KriegsFürsorgedienstes in den Speiselokalen verkauft wurden. Die Gastwirte hatten die Kärtchen einzuziehen, und gegen Ablieferung derselben erhielten sie den vereinbarten Preis ausbezahlt. Diese Organisation hat sich gut bewährt. Die Helferinnen des KriegsFürsorgedienstes waren zur Aufsicht bei jedem Essen in den Speiselokalen zugegen und halfen auch in der Küche mit, wenn es gewünscht wurde. Diese Verpflegungsstellen wurden so lange in Betrieb gehalten, bis jede Familie wieder eine eigene Kochgelegenheit hatte. [...] Bis zum 30. Juni [1944] wurden 5021 Morgenessen, 8314 Mittagessen und 7404 Nachtessen abgegeben.

Mit den Besitzern der zerstörten Fabriken hat der Stadtpräsident eine Vereinbarung getroffen, wonach die Löhne weiterbezahlt wurden, auch wenn die Arbeit vorübergehend ausgesetzt werden musste. Diese Vereinbarung ist durchwegs eingehalten worden, und dadurch wurden Lohnausfälle in grösserem Umfang vermieden. Für die Arbeiter und Arbeiterinnen und auch für die Fürsorge war das eine wesentliche Erleichterung, weil damit die Existenzmittel für den laufenden Unterhalt gesichert waren. Die Arbeitgeber hatten natürlich das Recht, die Löhne, die sie ohne Gegenleistung ausbezahlten, auf ihre Schadenrechnung zu nehmen. Die Selbständigerwerbenden haben Vorschüsse von der städtischen Fürsorge erhalten, sofern sie solche benötigten. Glücklicherweise hat die Arbeitslosigkeit nicht das Ausmass angenommen, das man unmittelbar nach der Bombardierung befürchtete. Die Firmeninhaber haben das Möglichste getan, um die Produk-

tion, wenn auch nur provisorisch, wieder aufzunehmen. Einzig von den ganz zerstörten Lederwarenfabriken Kessler und Hablützel und von der Tuchfabrik wurden eine Anzahl Frauen arbeitslos. Beim Arbeitsamt haben sich 61 angemeldet. Die männlichen Arbeitskräfte wurden sofort zu den Aufräumungsarbeiten zugezogen.

Der Kanton hat am 3. April ein Büro eröffnet (Zentralstelle für Neutralitätsverletzungsschäden), bei dem die Sachschäden mittels speziellem Formular angemeldet werden konnten. Die versicherten Schäden an Mobiliar und Effekten wurden den Feuerversicherungsgesellschaften zur Abschätzung und Erledigung überwiesen. Die nicht versicherten Schäden wurden ebenfalls von den Versicherungsbeamten abgeschätzt, ihre Entschädigung aber zurückgestellt. Bis zur Auszahlung der ersten Schadenfälle dauerte es vier Wochen. Ein grosser Teil ist noch heute unerledigt. Für die erste Not musste die Fürsorge einspringen. Dabei gab es, wie es in der Fürsorge immer ist, Erfreuliches und auch anderes. Von einer Familie erhielten wir folgenden Brief: «Meine Tochter war bei dem Bombardement vom 1. April in einem Geschäft am Fronwagplatz. Aus Dankbarkeit, dass sie unverletzt nur mit dem Schrecken davongekommen ist, würde ich gerne 500 Franken an eine Fürsorgestelle oder an einen bedürftigen würdigen Geschädigten spenden. Auch meine Tochter würde noch gerne 200 Franken beisteuern, und bitte ich Sie um Weisung, wie Sie es am besten finden. Es könnten, wenn gewünscht, auch einige Leintücher gesandt werden.» Solche Zeugnisse von Haltung und edler Gesinnung könnten wir viele anführen. Ein anderer dagegen, der ebenfalls in einem Geschäft am Fronwagplatz war, das Unglück also an der gleichen Stelle erlebte, hat mitgeteilt, er habe ein Buch verloren, das er zuvor gekauft habe und sein Mantel sei zerrissen. Er verlangte Auskunft, wo er seinen Schaden anmelden könne. Natürlich hatte er Anspruch auf Vergütung seines Schadens, aber im Blick auf das Ganze war das verlorene Buch und der Mantel wirklich ein kleines Unglück. Aber so hat eben jeder auf seine Art auf das Ereignis reagiert. Eine Frau verlangte Entschädigung, weil sie, solange die Fensterscheiben zerbrochen waren, die Läden geschlossen halten musste, wodurch sie, wie sie behauptete, am Nähen gehindert war. Sie wurde natürlich kurzgehalten. Wenn als

erste Hilfe Radio und Teppiche verlangt wurden, hat man die Betroffenen freundlich darauf aufmerksam gemacht, dass sie mit diesen Anschaffungen zuwarten sollen, bis sie den Schadenerspruch ausbezahlt erhalten.

Abgesehen von diesen mehr kuriosen Einzelercheinungen war die Not sehr gross. Viele hatten nur noch, was sie auf dem Leibe trugen, und unter ihnen befanden sich leider auch ein paar kinderreiche Familien. Andere hatten nur einen verhältnismässig kleinen Schaden, waren aber trotzdem auf eine sofortige Hilfe angewiesen. Den Familien, die sofort eine Wohnung beziehen konnten, musste der ganze Hausrat angeschafft werden. In jedem Falle waren die Verhältnisse verschieden. In der Hilfeleistung wurde natürlich ein anderer Massstab angelegt als in der Armenfürsorge. Es muss aber auch gesagt werden, dass es unter den Hilfesuchenden viele gab, die sehr bescheiden und zurückhaltend waren.

Am 8. April wurde an alle Obdachlosen ein Barbeitrag ausgerichtet. Alleinstehende erhielten 80 Franken, Verheiratete 120 Franken und für jedes Kind 40 Franken. Diese Unterstützung war für die persönlichen Bedürfnisse bestimmt. Im Übrigen wurden für alle Anschaffungen Gutscheine ausgegeben. Bei dem grossen Andrang war dieses Verfahren etwas umständlich, hat sich aber trotzdem bewährt. In den ersten Tagen waren die Leute auffallend verwirrt. Oft wussten sie nicht, was sie am dringendsten nötig hatten und mussten auf die selbstverständlichsten Dinge aufmerksam gemacht werden. Sie erschienen fünf bis sechs mal auf den Büros und hatten immer wieder etwas vergessen. In einzelnen Fällen wurden 20 und mehr Gutscheine ausgestellt, und gewöhnlich lautete jeder Gutschein auf mehrere Gegenstände. Anhand der Gutscheindoppel hatte man stets eine Übersicht, was schon angeschafft war und was eventuell noch fehlen konnte. So ist jedem rasch und vorläufig unabhängig von seinem Schadenerspruch aus der grössten Not geholfen worden. Coupons für Schuhe und Textilien wurden, soweit nötig, vom Kriegswirtschaftsamt zur Verfügung gestellt. Ende Mai war diese Arbeit in der Hauptsache abgeschlossen.

Im Durchschnitt, auf den einzelnen Fall berechnet, betrug die gewährte Hilfe mehr als 1'000 Franken. Den höchsten Vorschuss be-

zog eine neunköpfige Familie mit 14'184.39 Franken. Grundsätzlich wurden alle Anschaffungen als Vorschuss auf den Schadenanspruch gewährt. Mit dem Büro für Neutralitätsverletzungsschäden bestand eine Abmachung, dass jeder Schadenfall vor der Auszahlung dem Fürsorgereferat zur Verrechnung der Vorschüsse gemeldet werden müsse.

Aus den Spenden, die sehr zahlreich von Kantonen, Gemeinden und Privaten eingegangen sind, erhielten die Obdachlosen in einer ersten Verteilung folgende Beträge zugewiesen: Die Alleinstehenden 200 Franken und die Familien einen Grundbeitrag von 100 Franken und dazu je weitere 100 Franken für jedes Angehörige. Diese Beträge wurden nicht in bar ausgerichtet, sondern mit den bezogenen Vorschüssen in Verrechnung gebracht. Auf diese Art fand, unabhängig von dem, was jeder bezogen hatte, eine gleichmässige Verteilung statt. Für eine zweite Verteilung aus den Spenden steht für später noch ein namhafter Rest zur Verfügung. Diejenigen, die nur Sachschaden erlitten haben, haben nichts geschenkt erhalten, in der Annahme, dass ihnen der Schaden voll vergütet werde.

Eine wertvolle Hilfe waren die vielen Zuwendungen an Kleidern, Wäsche und Schuhen. In den Kleiderstuben der Winterhilfe und des Roten Kreuzes wurden sie gesammelt, geordnet und an die Obdachlosen gratis abgegeben. Um Missbräuche zu vermeiden, wurden die Bezüge auf der Rückseite der Legitimationskarten eingetragen. Abgesehen von einem Aufruf zur Abgabe von getragenen Kleidern hat die Stadt Schaffhausen keine Sammlung für die Obdachlosen durchgeführt. Sie hat auch keine Veranstaltungen begünstigt oder befürwortet, die von Privaten für die Geschädigten durchgeführt werden wollten. Was hingegen freiwillig in bar oder natura gespendet worden ist, hat sie dankbar entgegengenommen.

Für die Verletzten und Hinterbliebenen der Toten wurde bei der städtischen Zentralverwaltung eine Anmelde- und Beratungsstelle eröffnet. Das Büro erteilte Auskünfte, füllte die Formulare für Personenschäden aus und sammelte die ärztlichen Zeugnisse und die Belege über die Heilungskosten. Mit dieser Beratungsstelle wollte man hauptsächlich auch vermeiden, dass Ratschläge bei unberufenen Drittpersonen eingeholt werden. Sobald ein Fall ab-

geschlossen war, wurden die Akten zur Überprüfung und Festsetzung der Entschädigung dem Beauftragten für Personenschäden, Herrn Dr. jur. Pletscher, überwiesen. Bis zum 20. Juli sind 271 Schadenanmeldungen eingegangen. Die Schweizerische Unfallversicherungs-Anstalt hat es übernommen, für alle, die bei ihr versichert waren, vorschussweise die gesetzlichen Leistungen ihrer Anstalt auszurichten. An diejenigen, die nicht bei der SUVA versichert waren, hat die städtische Zentralverwaltung Vorschüsse für die Heilungskosten und den Lohnausfall gewährt. In 47 Schadenfällen sind von der Letzteren 28'651.40 Franken ausbezahlt worden. Am Samstag vor Ostern haben die Hinterbliebenen und Schwerverletzten aus den Spenden den gleichen Beitrag erhalten wie die Obdachlosen.

In Schaffhausen war schon vor dem 1. April ein grosser Wohnungsmangel. Durch die Bombardierung sind 123 Wohnungen zerstört worden; später mussten noch einige geräumt werden wegen Wasserschaden und Renovationsarbeiten.

Als das Wohnungsamt am 3. April den Leerwohnungsbestand feststellte, standen im Ganzen 12 Wohnungen zur Verfügung, zum Teil mit ziemlich hohen Mietzinsen. Die Obdachlosen waren vorwiegend Leute aus bescheidenen, sogar ärmlichen Verhältnissen. Einzelzimmer möbliert und unmöbliert für alleinstehende Personen hatte es genügend.

Um die Wohnungsnot nicht noch mehr zu verschärfen, wurde der Zuzug von Auswärtigen fast gänzlich gesperrt. Den Arbeitgebern, besonders den Bauunternehmern, wurde empfohlen, auch mit der Heranziehung von ledigen Arbeitskräften zurückhaltend zu sein. Die Kostgebereien waren alle überfüllt. Auf ein Gesuch des Stadtrates erliess der Bundesrat am 27. April einen Beschluss, wonach gekündete Mietverträge, die vor dem 1. November 1944 ablaufen, um sechs Monate verlängert werden müssen, wenn dem Mieter keine andere zumutbare Wohnung angewiesen werden kann.

In der Zeit vom 11. bis 18. April hat der Fürsorgereferent die obdachlosen Familien einzeln zu sich vorgeladen, um die Wohnungsfrage mit ihnen zu besprechen. Das Strohlager in der Steigschule musste sobald als möglich aufgehoben werden. Dasjenige in der Rheinschule war inzwischen bereits eingegangen. Für jede



Familie musste eine Wohngelegenheit gefunden werden, in der sie sich provisorisch, mindestens für ein Jahr, aufhalten konnte. Die kinderreichen Familien wurden sofort in die leerstehenden Wohnungen eingewiesen. Wenn der Zins höher war als in der früheren Wohnung, wurde die Differenz von der Fürsorge bezahlt. Kleinere Familien haben sich mit Einzelzimmern beholfen oder haben sich bei Angehörigen oder Bekannten eingerichtet. Die Eisen- und Stahlwerke haben in anerkennenswerter Weise allen ihren Werksangehörigen Wohnungen in den eigenen Miethäusern zur Verfügung gestellt. An der Bahnhofstrasse wurde das Hotel Riesen gepachtet, in das 15 kleinere Familien untergebracht werden konnten. Dieses Hotel stand allerdings nur für drei Monate, bis zum 8. Juli, zur Verfügung. In der Zwischenzeit wurden 30 Wohnbaracken erstellt, die sofort nach der Bombardierung in Auftrag gegeben wurden. Ende Juni waren sie bezugsbereit. Auf diesen Zeitpunkt konnten alle Familien so untergebracht werden, dass sie wieder ein eigenes Heim hatten, in dem sie sich, wenn auch mit einigen Einschränkungen, so lange aufhalten können, bis wieder neue Wohnungen gebaut sind.

Für die Wohnbaracken wurden zwei Typen gewählt. Für grössere Familien solche mit drei Zimmern, für kleinere mit zwei Zimmern und je einer Wohnküche und einem Abstellraum. [...] Um zu vermeiden, dass ein Barackenviertel entsteht, hat man sie in verschiedene Quartiere verteilt: 6 Wohnungen stehen an der Stokarbergstrasse, 10 im Schützenhausareal, 4 an der Sennereistrasse, 4 an der Ebnatstrasse und 6 an der Gründenstrasse auf Gemarkung der Gemeinde Flurlingen. Mit Flurlingen wurde ein Vertrag abgeschlossen, wonach die Bewohner den zivilrechtlichen Wohnsitz in der Stadt Schaffhausen beibehalten. Bei der Bestimmung des Standortes musste auch Rücksicht genommen werden auf die Kanalisation und die Wasser- und Gasversorgung. Wo die letztere fehlte, wurden elektrische Kochapparate eingebaut. Die Wohnungen sind geräumig und die Wände und die Fussböden gut isoliert, sodass sich auch im Winter gut darin wohnen lässt. Im Durchschnitt kam die Wohnung mit Einschluss der Installationskosten und Umgebungsarbeiten auf 14'000 Franken zu stehen. Der monatliche Mietzins ist mit 40 Franken für die Zweizimmer- und 50 Franken für die Dreizimmerwohnung festgesetzt worden.

An Mobiliar und Bettzeug ist vieles gespendet worden, und das Fürsorgereferat hat Occasionsmöbel in grossem Umfang angekauft. Diese Möbel wurden den Obdachlosen, hauptsächlich den Barackenbewohnern, leihweise oder zu ganz billigen Preisen zur Verfügung gestellt.

Von hilfsbereiten Familien sind Pflegeplätze für Kinder in grosser Zahl angemeldet worden. Leider konnte davon nur in vereinzelt Fällen Gebrauch gemacht werden. Die Familien waren durch das Unglück wie zusammengeschiedet und nahmen lieber die grössten Entbehrungen auf sich, als dass sie sich voneinander getrennt hätten.

Der Vollständigkeit halber muss noch erwähnt werden, dass den Obdachlosen, solange sie keine Waschegelegenheit hatten, auch die Wäsche besorgt wurde. Jeden Montag konnten sie diese in der Waschanstalt des städtischen Pfrundhauses abgeben.»

*Die Bombardierung der Stadt Schaffhausen am 1. April 1944, Dokumentarische Darstellung, hrsg. vom Stadtrat Schaffhausen, Schaffhausen 1945, 85-91.*

**Entschädigung.** Obschon die amerikanische Regierung unmittelbar nach der Bombardierung durch ihren Aussenminister erklären liess, dass im Rahmen des Menschenmöglichen Schadenersatz geleistet werde, musste um die Entschädigung regelrecht gerungen werden. Die hier wiedergegebenen Texte dokumentieren die verschiedenen Etappen auf dem Weg bis zur endgültigen Lösung der Entschädigungsfrage im Jahr 1949.

*Die Zahlung der zugesicherten Entschädigungen durch die Amerikaner liess lange auf sich warten. Daran waren die Schweizer Behörden zu einem grossen Teil selber schuld, da bis ins Jahr 1947 – aus dem der untenstehende Artikel stammt – die Aufnahme und endgültige Abrechnung der Schäden noch immer nicht abgeschlossen waren. In Schaffhausen wurden die Betroffenen wegen der Verschleppung dieser Angelegenheit langsam unruhig. Im Februar 1947 kam es wegen der Entschädigungsfrage zu einer öffentlichen Versammlung. Stadtpräsident Walther Bringolf wandte sich mit einem Artikel, der in der Arbeiter-Zeitung und in weiteren Zeitungen erschien, an die Bevölkerung. Er forderte die sofortige Leistung weiterer Vorschusszahlungen.*

«Im Februar dieses Jahres hat eine öffentliche Versammlung in Schaffhausen zum Problem der Entschädigungsforderungen der durch die irrtümliche Bombardierung vom 1. April 1944 entstandenen Schäden Stellung genommen. Die Versammlung nahm damals Kenntnis davon, dass die in der Stadt Schaffhausen ermittelten Schäden einen Betrag von nahezu 41 Millionen Schweizerfranken ausmachen. Weitere 14 Millionen betragen die Schä-

den, welche in Stein am Rhein, in Neuhausen und an anderen Orten unseres Kantons entstanden. Die Gesamtforderung des Kantons Schaffhausen aus den Bombardierungsschäden vom 1. April 1944, vom 22. Februar 1945<sup>1</sup> und aus anderen kleineren Bombenabwürfen belaufen sich demnach auf 55 Millionen Franken. Dazu sind die weiteren Schadenforderungen aus dem Bombenabwurf in Basel und Zürich zu rechnen, die ebenfalls in allem etwa 15 Millionen Franken erreichen.

Der Kanton Schaffhausen hatte im Februar dieses Jahres an die Geschädigten Fr. 22'582'000.- ausbezahlt. Am 19. Juni 1944 ging eine erste Zahlung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im Betrage von Fr. 4'295'000.- ein. Eine zweite Zahlung erfolgte am 16. Oktober 1944 im Betrage von Fr. 12'885'000.-, so dass die USA Fr. 17'180'000.- geleistet haben. Diese Zahlungen wurden an die Schäden der Stadt Schaffhausen geleistet. Wenn man sie vom Betrage, den der Kanton an die Geschädigten leistete, in Abzug bringt, so zeigt es sich, dass der Kanton Schaffhausen a konto der Guthaben an die Vereinigten Staaten von Nordamerika Vorschüsse in der Höhe von Fr. 5'348'000.- geleistet hat.

Anfangs 1946 richtete die amerikanische Militärbehörde in Zürich ein Büro ein, den U.S. Claims Service, der mit der Überprüfung der Bombardierungsschäden der amerikanischen Flieger in der Schweiz beauftragt war. An der Spitze der amerikanischen Kommission, die ihr Büro an der Bahnhofstrasse in Zürich eingerichtet hatte, stand Colonel Brichard. Die Kommission prüfte die ihr vorgelegten Abrechnungen und hielt zahlreiche Besprechungen mit Vertretern der Kantonsbehörden von Schaffhausen, von Zürich und anderen Orten ab. Inzwischen war der eidgenössische Kommissar, Prof. Dr. A. Bohren, von seinem Amte, soweit es die Bombardierungsschäden im Kanton Schaffhausen betraf, zurückgetreten und überliess die Bereinigung einer Anzahl grösserer Schadenfälle, die insbesondere die Stadt Schaffhausen betreffen, einer dreigliedrigen vom Bundesrat eingesetzten Kommission, der die Herren Bundesgerichtspräsident Dr. G. Leuch,

---

1) Der 22. Februar 1945 war für den Kanton Schaffhausen und für verschiedene andere Schweizer Gemeinden erneut ein schwarzer Tag. Diesmal trafen die amerikanischen Bomber Stein am Rhein, Neuhausen, Lohn und Beringen. Auch Rafz (ZH), Niederdorf (BL), Kreuzlingen (TG), Igis und Zizers (GR) waren betroffen. In Stein am Rhein fielen den Bomben neun, in Rafz acht Menschen zum Opfer.

Prof. Dr. K. Ott, Direktor der Neuchâteloise, Zürich, und F. Schiesser, Prokurist der GF AG, Schaffhausen, angehören. Diese Kommission hat ihre Arbeit zu Beginn dieses Jahres aufgenommen, konnte aber ihren Bericht noch nicht erstatten. Zahlreiche Geschädigte warten also immer noch auf den Entscheid und unter ihnen warten viele kleine Leute auf die ihnen noch zustehende Differenz ihres Schadenanspruches, die 20, gelegentlich 40 Prozent beträgt und die erst dann ausbezahlt werden kann, wenn die Regierung der USA die Schadenrechnung genehmigt hat. Die Genehmigung der Gesamtschadenrechnung ist eben erst möglich, wenn diese selbst abgeschlossen ist und vorliegt. Das ist heute noch nicht der Fall. Zuerst muss die vorstehend erwähnte Kommission die ihr überwiesenen, schwierigen Schadenfälle abschliessend prüfen, und das kann noch einige Zeit dauern. Das kann aber selbstverständlich nichts an der Notwendigkeit einer weiteren namhaften Vorschussleistung ändern.

Seit dem April 1944 aber hat sich auch in unserem Lande eine empfindliche Geldentwertung vollzogen. Beispielsweise sind die Schäden an Bauten in einer Zeit abgeschätzt worden, da die Baukostenteuerung im Vergleich zum Jahre 1938 60 Prozent betrug. Heute beträgt diese Teuerung etwa 90 Prozent.

Dadurch sind in der Zwischenzeit für alle jene Geschädigten, die ihre Bauten nicht wieder erstellt haben, beträchtliche Ausfälle entstanden. Zwei Beispiele, die die Stadt Schaffhausen betreffen, mögen diese Feststellung beweisen. Wenn die Abschätzung des zerstörten Naturhistorischen Museums auf dem Herrenacker unter Berücksichtigung des heutigen Teuerungsindex erfolgen würde, so ergäbe sich ein Betrag von ca. Fr. 585'000.-. Im Jahre 1944 ist die Baute jedoch mit Fr. 500'000.- abgeschätzt worden. Die Differenz zu Ungunsten der Stadt beträgt demnach schon heute Fr. 85'000.-. Ähnlich liegen die Dinge bei der Steigkirche, wo die Differenz gegen Fr. 90'000.- betragen dürfte. Was für die beiden erwähnten Bauten gilt, hat natürlich auch Gültigkeit für jene industriellen Unternehmungen, die bisher noch nicht wieder aufgebaut haben. Aber auch bei den Personenschäden wird die Geldentwertung wirksam, so dass eine weitere Verzögerung in der Vergütung der durch die Bombardierung entstandenen Schäden Private, industrielle Unternehmungen und die Stadt bzw. die öffentliche Hand ganz beträchtlich treffen. Wir stellen diese Tatsa-

ehe objektiv fest, ohne daran irgendwelche kritische Bemerkungen zu knüpfen.

Dagegen leiten wir aus diesen Tatsachen die Schlussfolgerung ab, dass unser Anspruch auf eine namhafte weitere Vorschusszahlung an die durch amerikanische Flieger in unserm Lande verursachten Bombardierungsschäden begründet ist. Wenn sich schon die endgültige Abrechnung hinauszögert, eine Verzögerung, für die die Regierung der Vereinigten Staaten keine Schuld trifft, so dürfte das Begehren um eine weitere Vorschussleistung mehr als 3 Jahre nach dem eingetretenen Schadenfalle doch ihre volle Berechtigung haben. Die Stadt Schaffhausen zweifelt nicht daran, dass die USA ihr Wort, das sie durch die Erklärung des im April 1944 im Amte befindlichen Staatssekretärs Cordell Hull abgeben liessen, einlösen werden. Der damalige Aussenminister der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärte dem schweizerischen Gesandten namens seiner Regierung, die USA seien bereit, die entstandenen Schäden, soweit sie nach menschlichem Ermessen wieder gutgemacht werden können, zu decken.

Das Eidg. politische Departement und insbesondere seine Rechtsabteilung haben sich wiederholt mit der Sachlage befasst und sich bemüht, auf diplomatischem Wege über die schweizerische Gesandtschaft in Washington eine Vorschusszahlung von ca. 40 Millionen Schweizerfranken zu erhalten. Das amerikanische Staatsdepartement (Aussenministerium) hat schon im Februar dieses Jahres und später wieder die Berechtigung einer derartigen Forderung anerkannt und sich bereit erklärt, einen entsprechenden Antrag über die amerikanische Regierung dem für eine solche Vorschussleistung zuständigen Kongress (der der schweizerischen Bundesversammlung entspricht und aus Senat und Repräsentantenhaus besteht) zu überreichen. Man rechnete schon im Monat März mit einer Stellungnahme der beiden amerikanischen Parlamente. Man nahm die Verzögerung auf den Monat April, dann auf den Monat Mai und schliesslich auf den Monat Juni entgegen. Am 18. Juni, weil in der Zwischenzeit immer noch keine entscheidenden Beschlüsse vorlagen, überreichte die schweizerische Gesandtschaft in Washington der amerikanischen Regierung eine Note mit der Bitte, der Angelegenheit der Vorschusszahlungen doch ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Wiederum rechneten wir damit, dass der amerikanische Kongress Gele-

genheit finden würde, im Monat Juli seine Entscheidung zu treffen. Als bekannt wurde, dass die amerikanische Regierung die Sache mit einem entsprechenden Anträge an den Senat geleitet habe und dass sich eine Spezialkommission des Senats mit der Frage beschäftigte, durfte man hoffen, noch vor dem Auseinandergehen der beiden amerikanischen Parlamente einen positiven Entscheid zu erhalten. Leider sind diese letzten Hoffnungen nicht in Erfüllung gegangen. Wir bedauern das ausserordentlich. Niemand weiss heute, wann der amerikanische Kongress wieder Zusammentritt und vor allen Dingen weiss niemand, wann er endgültig zu dem Anträge Stellung nimmt und ihn im Sinne der berechtigten Ansprüche der Betroffenen verabschiedet.

Wir haben Verständnis dafür, dass die Regierung der Vereinigten Staaten und ihre beiden Abgeordneten Häuser noch andere Aufgaben zu bewältigen haben, die mit der Nachkriegspolitik und der Lösung der Nachkriegsprobleme im Zusammenhänge stehen.

Allein niemand kann es uns verübeln, wenn wir offen unserer Ungeduld und unserem Erstaunen über die Verschleppung der weiteren Vorschusszahlungen Ausdruck verleihen.

Schliesslich bleibt uns kein anderer Weg als den Bundesrat zu ersuchen, anstelle der Regierung der Vereinigten Staaten diese dringend notwendige Vorschussleistung selber zu leisten und sie mit dem entsprechenden Zinsanspruch in Washington geltend zu machen. Wir können kaum mehr länger zuwarten. Deshalb wird es Sache der betroffenen Gemeindebehörden unseres Kantons zusammen mit der Kantonsregierung sein, beim Bundesrat in der angedeuteten Weise vorstellig zu werden. Jede weitere Verzögerung erhöht die bereits eingetretenen Einbussen und wirkt sich nachteilig auf die Geschädigten aus.»

*Arbeiter-Zeitung vom 4. August 1947.*

*Zur endgültigen Lösung der Entschädigungsfrage kam es erst im Jahr 1949. Bevor die US-Regierung das Geld an die Schweizer Behörden überweisen konnte, musste der amerikanische Kongress zustimmen. Bei der Verhandlung im Repräsentantenhaus war vor allem die Verzinsung der seit über fünf Jahren ausstehenden Entschädigung umstritten. Immer wieder schien es dabei aber nicht um das von den*

*USA zu entrichtende Geld, sondern um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zu gehen.*

«Fünf Jahre, einen Monat und neun Tage nach dem irrtümlichen Abwurf von Bomben aus amerikanischen Flugzeugen auf Schaffhausen nahm das Repräsentantenhaus des amerikanischen Kongresses am Montag die Behandlung der vom Verteidigungsdepartement und vom Staatsdepartement seit langem vorbereiteten Vorlage über die Entschädigung des grössten Teils der damals in Schaffhausen und später auch anderswo in der Schweiz angerichteten Neutralitätsschäden auf. Die Vorlage hatte, wie man sich erinnert, schon dem achtzigsten Kongress vorgelegen, wo sie jedoch in den letzten Tagen der zweiten Session der Überlastung des Repräsentantenhauses zum Opfer gefallen war, während der Senat sie damals allerdings in einer von der heutigen verschiedenen Form angenommen hatte. Die heutige von der Aussenpolitischen Kommission des Abgeordnetenhauses einstimmig eingebrachte Vorlage stellt eine Ermächtigung dar, der dann noch die Appropriation, die eigentliche Kreditgewährung, zu folgen hätte für die Ausrichtung einer Entschädigung von maximal 16 Millionen Dollar an die Schweiz, der früher schon etwas über 4 Millionen Dollar à konto bezahlt worden waren.

Nach dem Bericht der Aussenpolitischen Kommission anerkennt die amerikanische Regierung die Verantwortung für Schäden im Gesamtbetrage von sechzehn Millionen, während die Schweizer Behörden den Gesamtschaden auf neunzehneinhalb Millionen Dollar bezifferten. Nach jüngsten Angaben der Armee und des Staatsdepartements belaufe sich der Gesamtbetrag, der der Schweiz jetzt noch geschuldet werde, auf 12'481'551 Dollar ohne Zinsen, deren Höhe in Verhandlungen noch festgesetzt werden müsse. Der Bericht stellt fest, dass wenn ein Zins von fünf Prozent festgesetzt werden sollte, dies einen Betrag von rund drei Millionen Dollar ergeben würde, so dass im Ganzen rund sechzehn Millionen Dollar genügen würden, um die ganze Frage endgültig zu regeln. Der Bericht betont, dass Zinszahlungen in internationalen Entschädigungsfällen die Regel seien, weshalb es wünschbar erscheine, die ganze Frage bald zu regeln, weil die Zinsen bei einer Verzögerung weiter auflaufen würden. In der Stellungnahme zur Frage der Zinsen unterscheidet sich die von der Aussenpolitischen



Kommission des Repräsentantenhauses unter ihrem neuen Vorsitzenden, John Kee, vorberatene Vorlage von der von dem verstorbenen Vorgänger Kees, Sol Bloom, ausgearbeiteten; letztere schloss ausdrücklich die Zahlung von Zinsen aus.

Die heutige Debatte [...] war für einen Schweizer nicht gerade erbaulich anzuhören. Man fühlte sich in die Jahre 1945 und 1946 zurückversetzt, als die Abgeordneten Young (*dem., Ohio*), Tauriello (*dem., New York*), Sadowski (*dem., Michigan*), Stefan (*rep., Nebraska*), Cavalcante (*dem., Pennsylvania*), Beckworth (*dem., Texas*), Gross (*rep., Iowa*) und Curtis (*rep., Nebraska*) sich in zum Teil recht gehässiger Weise über die Schweiz äusserten. Young meinte, die Schweiz, die sich in zwei Weltkriegen bereichert habe, sei heute ein Asyl für deutsche und italienische Faschisten; er habe von 1943 bis 1945 als amerikanischer Versorgungsoffizier mit Schweizern zu tun gehabt, zuletzt gegen das Ende des Krieges in Reggio Emilia, und habe sie als «kaltblütige, nur auf ihre Interessen bedachte» Geschäftsleute kennen gelernt und, *horribile dictu*, die Schweiz sei heute das einzige Land, wo der Dollar billig zu haben sei. Wenn man ihr schon Neutralitätsschäden zahlen müsse, so sollte man doch niemals in Zinszahlungen von fünf Prozent einwilligen. Young beantragte dann zunächst, die Zinsen auf ein Prozent zu beschränken. Später fand er sich bereit, bis auf zwei Prozent zu gehen. Er betonte jedoch, dass er mit diesem Antrag nicht etwa das Recht der Schweiz auf Zinszahlungen «anerkenne». Präzedenzfälle seien nicht massgebend gegenüber einem Lande, das die Erhaltung seiner Unabhängigkeit nur den amerikanischen Opfern an Menschenleben und Dollars verdanke, ohne die die Schweiz heute eine «Puppe Hitlers und Mussolinis» wäre.

Der Abgeordnete Tauriello aus New York ging dann soweit, Youngs Zusatzantrag noch dahin zu ergänzen, dass Zinszahlungen überhaupt ausgeschlossen sein sollten, weil sich die Schweiz offenbar wie andere europäische Länder angewöhnt habe, die Vereinigten Staaten zu überfordern und von Amerika Dollars tonnenweise zu verlangen.

Dieses Thema variierte auch der Abgeordnete Stefan aus Nebraska, der sogar die Gefahr des «Finanzruins» der Vereinigten Staaten an die Wand malte – was im Zeitalter der Dollar-Milliarden-Geschenke im Zeichen der sogenannten Truman-Doktrin, des Marshall-Planes und des Atlantikpakts doch wohl etwas weit

gegangen ist, wenn es sich darum handelt, die Schweiz für erlittene Neutralitätsschäden mit 16 Millionen Dollar zu entschädigen. [...]

Mit Aplomb warnte schliesslich der Abgeordnete Beckworth aus Texas, selbst ein Veteran des zweiten Weltkrieges, vor «überstürzter» Zahlung an das Ausland, während man doch den amerikanischen Veteranen, z.B. den Helden von Bataan, noch heute eine gerechte Entschädigung für ihre Opfer und Leiden vorenthalte. Für diese sollte der als Zinszahlung an die Schweiz in Aussicht genommene Betrag verwendet werden. Die Freiheit der Schweiz habe während des Krieges ausschliesslich von den Vereinigten Staaten abgehangen und überdies sei die finanzielle Stabilität Amerikas heute in Gefahr. Der Abgeordnete Sadowski aus Michigan schliesslich rollte auch noch die Frage des sogenannten Raubgoldes, das in der Schweiz Zuflucht gefunden habe, auf und verlangte zu wissen, was mit ihm geschehen sei. Eine Antwort unterblieb, obschon wenige Stunden vorher das Staatsdepartement offiziell bekanntgegeben hatte, dass am Dienstag in Washington Besprechungen über das Washingtoner Abkommen beginnen würden, wobei ausdrücklich festgestellt wurde, dass die Schweiz bereits zweihundertfünfzig Millionen Franken in Gold zur Regelung der Frage des sogenannten Raubgoldes bezahlt habe.

Der Vorsitzende des Aussenpolitischen Ausschusses, John Kee, bemühte sich, die Vorlage der Kommission zu verteidigen. Ihm sprangen bei Thurmond Chatham aus North Carolina, der Verfasser des Kommissionsberichtes, und vor allem Judd, der Republikaner aus Minnesota, der einst Missionsarzt in China gewesen war und als Vorkämpfer einer aktiven Chinapolitik bekannt ist. Judd war eigentlich der einzige, der energisch für die Annahme der Vorlage eintrat, und zwar mit dem Argument, dass die Vereinigten Staaten nicht nur moralisch und rechtlich verpflichtet seien, die Schäden gutzumachen, sondern dass sie das auch aus praktischen Überlegungen tun sollten, betrügen doch die amerikanischen Investitionen im Ausland ein Vielfaches des in Frage stehenden Betrages. Und wie könnten die Amerikaner den Schutz ihrer Investitionen verlangen, wenn sie nicht bereit seien, von ihren eigenen Streitkräften angerichtete Schäden zu vergüten?

Als man zur Abstimmung schritt, herrschte im Repräsentantenhaus eine recht negative Stimmung, was denn auch zur Folge hat-

te, dass Tauriellos Zusatzantrag zu Youngs Amendment mit 23 gegen 22 Stimmen angenommen wurde, wonach Zinszahlungen von den Leistungen an die Schweiz ganz auszuschliessen seien. Dieser Beschluss wurde in einer folgenden Abstimmung mit 24 gegen 22 Stimmen bestätigt. Daraufhin kam die Vorlage, die bis dahin vom Repräsentantenhaus als sogenannte «Committee of the whole» behandelt worden war, vor das Plenum der Volkskammer, wobei das Tauriello-Young-Amendment mit 25 gegen 23 Stimmen eventuell angenommen wurde. Bevor man aber weiterkam, beantragte der demokratische Mehrheitsführer John McCormack aus Massachusetts, die Beratungen auf Dienstag zu verschieben, einmal weil die Stunde schon beträchtlich vorgerückt war und zum anderen wohl auch in der Hoffnung, es gelinge, über Nacht noch eine Mehrheit für die Vorlage der aussenpolitischen Kommission und der Administration zu rekrutieren.

Es ist kein Zweifel, dass das Staatsdepartement hinter der Originalfassung dieser Vorlage steht, die, wie gesagt, die Zahlung von Zinsen einschliessen würde. Wenn aber allerdings zutrifft, was ein Abgeordneter heute in der Debatte hervorhob: dass der Schweizer Fiskus für seine Vorschüsse zur Deckung der Neutralitätsschäden nur vier Prozent Zins bezahlen muss, so wird das Abgeordnetenhaus schwerlich einer fünfprozentigen Zinsleistung zustimmen. Für den Augenblick ist es freilich ungewiss, ob es sich zur Leistung von Zinsen überhaupt bereitfinden werde. Die endgültige Festsetzung des Zinssatzes wäre allerdings einer Verständigung der beiden betroffenen Regierungen vorbehalten, wenn der Kongress die Administration dazu autorisiert.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 10. Mai 1949.*

*In einem Schreiben vom 11. Mai 1949 an Stadtpräsident Walther Bringolf nahm Legationsrat Dr. Eric Kessler, Vertreter der Schweiz in Washington, Stellung zur Debatte im Repräsentantenhaus.*

«Sie werden wahrscheinlich schon in der «Neuen Zürcher Zeitung» gelesen haben, dass man am Montag [im Repräsentantenhaus] allerlei Unliebsames über unser Land und unsere Leute [...] gesagt hat. Man muss die Bedeutung derartiger Angriffe nicht überschätzen, aber man darf sie auch nicht unterschätzen. Wenn sie

den Record [=Sitzungsprotokoll] lesen, werden Sie darin einiges antreffen, das auch Sie nicht als ganz unbegründet beschreiben werden. Jedenfalls ist es bedauerlich, dass man hier nur die geschäftstüchtige Seite unseres Landes so gut kennt. Wir bemühen uns natürlich, dagegen zu tun; aber mit den Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, ist das nicht so leicht. Andere Botschaften, die mit den gleichen Problemen zu kämpfen haben, nämlich dieses ungeheuer grosse Land über ihr eigenes zu orientieren, reisen sehr viel mehr, als wir das tun können. Die Klügsten sehen auch darauf, dass sie in ihren Konsulaten nicht nur Geschäftemacher sitzen haben [...].»

*Stadtarchiv Schaffhausen, CII 04.50/84.*

*Der amerikanische Kongress stimmte schliesslich – über fünf Jahre nach der Bombardierung und ohne grosse Überzeugung – der Entschädigung in der Höhe der geforderten 16 Millionen Dollar zu. Diese Summe enthielt auch die umstrittenen Zinsforderungen, welche im Repräsentantenhaus beinahe durchgefallen waren.*

«Der Amerikanische Kongress hat nun nach langwierigen Diskussionen in beiden Häusern die Gesetzesvorlage für die Überweisung von 16 Mill. Dollar als Schadenersatz für die während des Krieges in der Schweiz angerichteten Bombenschäden verabschiedet. Sie geht nun ins Weisse Haus zur Unterzeichnung durch Präsident Truman, worauf die Bereitstellung der Entschädigungssumme erfolgen kann.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 23. Juni 1949.*

*Die Gesamtabrechnung der Sach- und sog. Personenschäden im Kanton Schaffhausen belief sich auf 52'045'253.63 Franken. Davon entfielen ungefähr 40 Millionen auf die Stadt Schaffhausen, der Rest auf die anderen geschädigten Gemeinden des Kantons (Beringen, Lohn, Neuhausen, Schleithem-Oberwiesen, Stein am Rhein, Thayngen und Wunderklingen).*

*Staatsarchiv Schaffhausen, Neutralitätsverletzungsschäden, A XV 5 B.*

**Wiederaufbau.** Der Aufbau der zerstörten Quartiere und Einzelgebäude dauerte Jahre. Die hier wiedergegebenen Texte dokumentieren diesen Prozess, der das Stadtbild in einigen Bereichen wesentlich veränderte. Zum Aufbau im weiteren Sinne gehörte auch die «Zürcher Kulturspende», mit der das Museum für die grossen Verluste der Kunstabteilung neues Ausstellungsgut erwerben konnte und durch welche die Stadt in den Besitz zweier Geiser-Plastiken kam. Schliesslich sei hier die Spielzeug-Aktion der Schaffhauser Künstler erwähnt, die den Zweck hatte, bombengeschädigten Kindern zu helfen.

**Wiederaufbau der Quartiere und Gebäude.** *Um den Wiederaufbau ohne grosse Verzögerungen und planmässig vorantreiben zu können, beantragte der Stadtrat dem Parlament und der Einwohnergemeinde die Bewilligung von ausserordentlichen Vollmachten. Diese umfassten u.a. einen Kredit von 2,5 Millionen Franken, der ausschliesslich für den Wiederaufbau bestimmt war und über den der Stadtrat frei verfügen konnte. Die Vollmachten waren zeitlich beschränkt und liefen am 31. Dezember 1945 aus. In der Volksabstimmung vom 21. Mai 1944 sprach sich die Einwohnergemeinde mit 4'896 Ja gegen 386 Nein klar für die Gewährung der Vollmachten aus. In der Botschaft an die Einwohnergemeinde begründete der Stadtrat sein Begehren wie folgt:*

«Ein vorläufiger Überblick über die Wiederherstellung der zerstörten Bauten und Stadtteile hat bereits einer ganzen Reihe von Fragen gerufen, die dringend eine sofortige Antwort verlangen. Wo und wie soll ein privates Wohn- oder Geschäftshaus wieder aufgebaut werden? Kann es verantwortet werden, dass ein zerstörtes industrielles Unternehmen am gleichen Orte, wo es bisher betrieben wurde, wieder erstellt wird? Rechtfertigt sich nicht vielmehr eine Verlegung und im Blick auf die Strassenführung der Mühlenstrasse die Freihaltung des Rheinuferes, die Sanierung unerfreulicher Wohnverhältnisse oder die Gewinnung von Platz, Luft und Licht für bestehende Liegenschaften und demzufolge ein Eingriff der Behörden bei der Verwirklichung privater oder öffentlicher Wiederaufbaupläne? Die katastrophale Verschärfung der Wohnungsnot zwingt den Stadtrat ebenfalls, rasch für Notwohnungen zu sorgen und gleichzeitig Dauerwohnungen durch Förderung des Wohnungsbaues vorzubereiten und in Angriff zu nehmen. Alle diese Fragen und Probleme können mit den Kompetenzen, die der Stadtrat und der Grosse Stadtrat auf Grund der Stadtverfassung besitzen, nicht rechtzeitig beantwortet und gelöst werden. Die Finanzkompetenz des Stadtrates beträgt ausserhalb des Budgets Fr. 30'000.- für einen bestimmten Zweck. Die Finanzkompetenz des Grossen Stadtrates beträgt ausserhalb des Budgets Fr. 100'000.- und im Rahmen des fakultativen Referendums Fr. 200'000.-. Durch die Ereignisse vom 1. April und durch die sich drängenden Wiederaufbauarbeiten und die neuen Bauvorhaben ist die Stadt jedoch gezwungen, Liegenschaften zu erwerben und Liegenschaftsbesitz in gewissen Fällen zu veräussern. Der Stadtrat muss die Möglichkeit besitzen, privates und in öffentlichem Besitze befindliches Bauland abzutauschen, er muss aber auch gewisse Zugeständnisse an industrielle Unternehmen dann machen können, wenn diese einen bisherigen, vom Gesichtspunkte der Stadt aus ungünstigen Standort aufgeben und einen neuen Standort in einem anderen Stadtgebiet beziehen wollen. Der Stadtrat muss in diesen Fällen rasch und entschlossen handeln können. Nur dann ist er in der Lage, die städtischen Interessen unmittelbar und auf weite Sicht hin zu wahren.

Der Stadtrat gelangt deshalb an den Grossen Stadtrat und an die Einwohnergemeinde mit dem Ersuchen, ihm für die Durchführung und Lösung der gestellten Aufgaben die erforderlichen

Vollmachten zu erteilen. Diese Vollmachten sind ausdrücklich auf die durch die Katastrophe vom 1. April entstandenen Aufgaben und Wiederaufbauprojekte begrenzt. Alle übrigen Bauvorhaben, z.B. der Umbau oder Neubau des Imthurneums, die Verlegung des naturhistorischen Museums in einen neu zu erstellenden Osttrakt im Areal des Museums zu Allerheiligen, ein Saalbau usw. können und sollen nach der Ansicht des Stadtrates auf dem ordentlichen, durch die Stadtverfassung vorgeschriebenen Wege gelöst werden. Der Stadtrat legt auch besonderen Wert auf die Feststellung, dass er Vollmachten nur für eine bestimmte Zeit wünscht. Auch bei der Anwendung dieser Vollmachten, sofern sie ihm erteilt werden, wünscht der Stadtrat eine Kontrolle durch den Grossen Stadtrat als die legitime Vertretung der Einwohnergemeinde. Diese Kontrolle kann dadurch erfolgen, dass der Grosse Stadtrat eine aus allen Fraktionen zusammengesetzte Spezialkommission bestimmt, die laufend und vertraulich von den Absichten oder von den getroffenen Massnahmen des Stadtrates unterrichtet wird.»

*Die Bombardierung der Stadt Schaffhausen am 1. April 1944,  
Dokumentarische Darstellung, hrsg. vom Stadtrat Schaffhausen, Schaffhausen 1945,  
XII-XIII.*

*Im Mühlenquartier und in der südlichen Altstadt hatten die Bomben die schwersten Schäden hinterlassen. Hier schritt der Wiederaufbau planmässig und rasch voran. An anderen Orten dauerte es erheblich länger, bis Lösungen für die Wiederherstellung gefunden wurden. Ein halbes Jahr nach der Bombardierung informierte Baureferent Emil Schalch über den Stand der Arbeiten.*

«Auf Einladung des Verkehrsvereins und anderer städtischer Verbände sprach der städtische Baureferent, Stadtrat E. Schalch, in einem öffentlichen Vortrag über die Planung des Wiederaufbaus in Schaffhausen. Dem Umfang des Schadens entsprechend, musste dabei zuerst das Mühlenquartier berücksichtigt werden, für das auch die Pläne und Vorbereitungen am weitesten fortgeschritten sind. Da hier die Hälfte aller Gebäulichkeiten zerstört, die andere Hälfte mehr oder weniger beschädigt wurde, lag der Gedanke nahe, dieses Quartier nach einem Plan vollständig neu zu überbauen. Der Stadtrat strebte deshalb danach, die Führung der baulichen Vorbereitungen in den Händen zu behalten, um mass-

gebenden Einfluss wenigstens dort zu gewinnen, wo städtische Interessen berührt werden. Er setzte sich mit den Liegenschaftseigentümern in Verbindung und suchte ihre Absichten auf einen Plan zu vereinigen. Das war zum Teil ein mühsames Unterfangen. Es wird deshalb das Expropriationsverfahren in einigen Fällen erzwungen, in anderen erwirbt die Stadt die Liegenschaften – nicht selten auf Abbruch – käuflich.

Indessen liegt der Überbauungsplan, von einem privaten Architekturbureau ausgearbeitet, bereits vor. Die bemerkenswerteste Neuerung ist vielleicht die Freihaltung des rechten Rheinufer vom Elektrizitätswerk bis zur Stadtgrenze gegen Neuhausen, d.h. auf eine Länge von einigen hundert Metern. Hier müssen zahlreiche alte, teilweise schon baufällige Häuser weichen mit Ausnahme einer Liegenschaft, die erst vor wenigen Jahren erbaut wurde. Damit wird der Blick auf den Rhein und die «Lächen» frei. Die Stadt kommt von der neuen Flurlingerbrücke rheinabwärts in den Besitz von Grundstücken, die sich bei den noch schwebenden Projekten am Rhein, wie Kraftwerk, Schifffahrt, Umschlagplatz, Kläranlage usw. als sehr wertvoll erweisen können. Die Mühlenstrasse wird erweitert, und eine Neuregelung der Geleisestreifen der Trambahn nach Neuhausen ermöglicht die Belassung eines geleisefreien Streifens für den Autoverkehr. Indem einige Häuser weichen müssen, gewinnt sie an Übersicht vor allem in ihrer vielbefahrenen Kurve. Nördlich der Strasse werden die Wohnhäuser und die Anlagen der Kleinindustrie neu gruppiert, und zwar so, dass erstere Licht und Sonne erhalten. Im oberen Teil der Mühlen werden die Lederwaren AG, die Firma Hablützel, Reiseartikel, und die nur teilweise zerstörte Tuchfabrik ihre Fabrikräumlichkeiten errichten, deren Belichtung das künftige häuserfreie Ufer zugute kommt. Damit ist die notwendige Sanierung eines Quartiers in die Wege geleitet worden, das, nach Schätzung des Redners, in vielleicht fünf Jahren der Stadt gut anstehen wird.

Für die andern betroffenen Stadtteile sind die Vorarbeiten noch nicht so weit fortgeschritten. Man weiss noch nicht, was auf die abgeräumten Trümmerstätten an der Rheinstrasse und am Herrenacker zu stehen kommt. Geeignete Plätze für allfällige Neubauten des Naturhistorischen Museums und eines Saales liessen sich noch nicht finden. Der zerstörte Trakt des Museums zu Al-



lerheiligen wird wieder sein früheres Aussehen erhalten. Das Schaffhauser Bahnhofsgebäude, über dessen Wiederaufbau hier schon berichtet wurde, soll nach den von den Schweizerischen Bundesbahnen vorgelegten Plänen eine Länge von 160 Metern erhalten. Über den Standort der Steigkirche ist bereits eine Diskussion in Fluss gekommen, indem vielerorts geltend gemacht wird, dass sie an der Peripherie des Breitequartiers liege und eigentlich in dessen Zentrum gehöre. Die Kirchgemeinde Steig hat sich aber anscheinend noch nicht mit einer Verlegung befreunden können. Die Frage liegt der städtischen Kommission für den Wiederaufbau der Steigkirche vor.

Im Verlaufe seiner Ausführungen gab Stadtrat Schalch noch einige genaue Zahlen über die Schäden bekannt. Der versicherte Gesamtgebäudeschaden beträgt etwas über 10 Millionen Franken und verteilt sich auf 544 Geschädigte. Der versicherte Gesamtmobiliarschaden beziffert sich auf 6 Millionen Franken, woran 673 Geschädigte beteiligt sind. Die Stadt selbst verzeichnet an ihren Gebäuden einen Schaden von 1'222'000 Franken, worin die vier Hauptschäden am Museum zu Allerheiligen, am Naturhistorischen Museum, an der «Ebenau» und der Steigkirche, sowie 50 weitere kleinere Schäden an anderen Gebäuden inbegriffen sind. Die Behandlung der nicht versicherten oder nicht versicherbaren Schäden ist noch nicht abgeschlossen. Insgesamt sind im Stadtgebiet rund 2400 Schadenmeldungen eingereicht worden, die sich auf Gebäude, Mobiliar, Personen, Kulturen, Betriebsausfall usw. beziehen.»

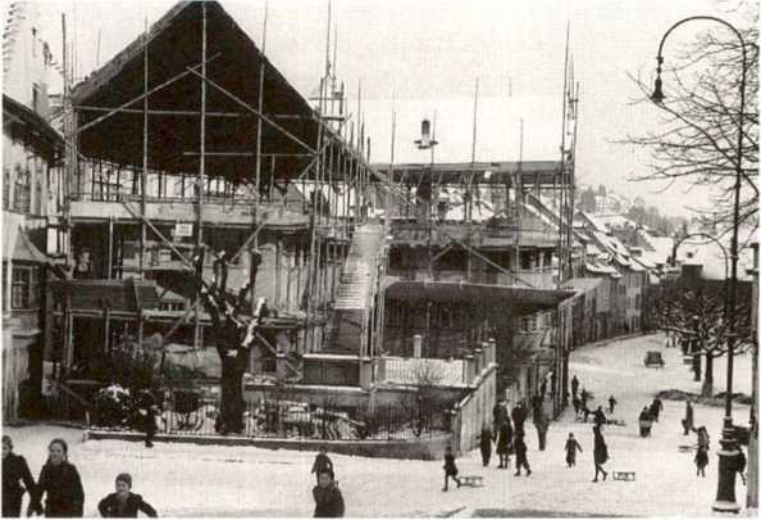
*Neue Zürcher Zeitung vom 14. September 1944.*

*Dreieinhalb Jahre nach der Bombardierung, im November 1947, fasste Stadtpräsident Walther Bringolf den Stand der Arbeiten zum Wiederaufbau folgendermassen zusammen:*

«Im gesamten sind die Wiederaufbauarbeiten, welche die Bombardierung des Jahres 1944 verursachte, noch nicht beendet. Es gibt immer noch Ruinen und Ruinenreste, also Bauplätze, die nach der Überbauung geradezu rufen. Noch nicht wieder aufgebaut sind das Verwaltungsgebäude und die technischen Büros der Firma Jezler & Cie., Silberwarenfabrik, und noch nicht

wiederaufgebaut ist der Betrieb der Reiseartikelfabrik der Gebr. Hablützel. Einige andere Bauten, die die Stadt nach der Bombardierung erwarb, um Sanierungsmassnahmen durchzuführen, sind ebenfalls noch nicht wieder oder neu erstellt worden. Die Stadt und der Kanton Schaffhausen haben sich nach der Bombardierung eine gewisse Zurückhaltung bei den Wiederaufbauarbeiten auferlegt, um den Privaten, insbesondere den industriellen und gewerblichen Unternehmungen den Vortritt zu lassen. Im Frühjahr und Sommer 1944 war noch immer ein wesentlicher Teil unserer Arbeitskräfte durch den Aktivdienst in Anspruch genommen und nur dank dem besonderen Entgegenkommen des Herrn General und der Generadjutantur gelang es, Urlaubbewilligungen in befriedigendem Ausmasse zu erwirken und so die Wiederaufbauarbeiten verhältnismässig rasch zu fördern. Selbstverständlich sind sowohl vom Kanton als auch von der Stadt und von den eidg. Verwaltungen die dringend notwendigen Reparaturen, Wiederinstandstellungen, beispielsweise die Wasserleitungen, Kabelstränge, Telephonleitungen, Strassenbahngleise und Anlagen etc. sofort durchgeführt worden. Auch der zerstörte Flügel des Museums zu Allerheiligen konnte innerhalb einer verhältnismässig kurzen Zeit wieder aufgebaut werden. Allein der Kanton Schaffhausen ist jetzt erst daran, einige seiner schwersten Gebäudeschäden, die er in seinem eigenen engeren Verwaltungsgebiet erlitten hat, wieder herzustellen, und die Stadt kann bestenfalls mit dem Wiederaufbau der zerstörten Steigkirche im Frühjahr 1948 beginnen, während das vollständig zerstörte Naturhistorische Museum der Stadt (auf dem Herrenacker, neben der Firma Jezler & Cie.) frühestens im Jahr 1949 aufgebaut werden kann. Dadurch erleiden wir schwere Verluste, weil die Baukosten inzwischen stark stiegen, während die Schätzungen der Schäden im Jahre 1944 und 1945 erfolgten. Beispielsweise ist die Steigkirche mit Fr. 600'000.- Schaden geschätzt worden, währenddem sie über eine Million kostet, obwohl es sich nur um eine Quartierkirche handelt. Ähnliche Erfahrungen dürften wir beim Naturhistorischen Museum machen.

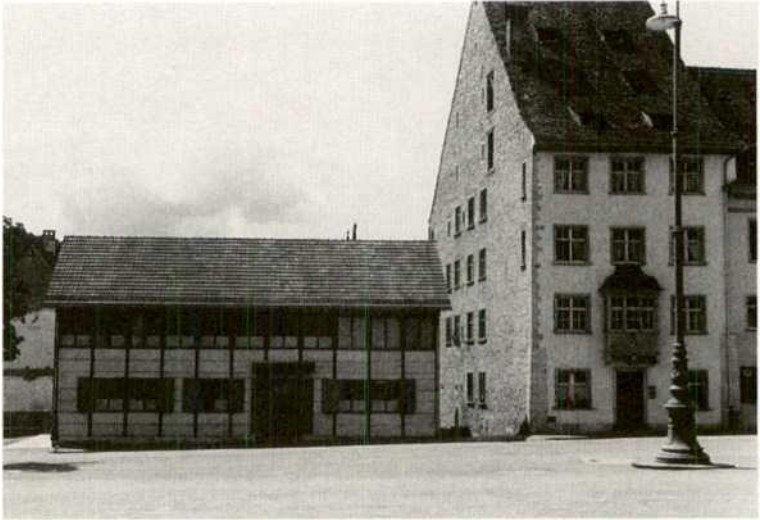
Es ist uns auch nicht gelungen, trotz allen Anstrengungen, das zusätzliche Manko an Wohnungen, welches durch die Bombardierung entstand, auszugleichen. Deshalb ist die Wohnungsnot immer noch etwas schärfer fühlbar, als sie es sonst, wenn das tra-



Der Thiergarten wird wieder aufgebaut

gische Ereignis vom 1. April 1944 nicht eingetreten wäre, sein müsste.

Das Altstadtbild selbst ist im Wesentlichen wiederhergestellt, und bei der Wiederherstellung sind begrifflicherweise eine ganze Reihe von Verbesserungen durchgeführt worden. Wiederaufgebaut sind von den grösseren und schwerer betroffenen Industrieunternehmungen die Tuchfabrik Schaffhausen A.G., die Lederwarenfabrik A.G. (Kessler & Cie.) und die Kammgarnspinnerei Schaffhausen. Auch die Reparaturarbeiten, die in der International Watch Cie. erforderlich waren, sind längst durchgeführt. Die Fabrik für Velobestandteile Weinmann & Cie., welche ebenfalls schwer betroffen war, hat ihren Betrieb, der in der Nähe des Rheines im schwer betroffenen Mühlenquartier lag, verlegt und schon vor ca. einem Jahre voll in Betrieb genommen. Der Wiederaufbau im Ganzen hat also ununterbrochen und schöne Fortschritte gemacht, dauert aber noch an. Die Stadt Schaffhausen hat begrifflicherweise das von der Bombardierung schwer betroffene Mühlenquartier nicht einfach wieder aufgebaut oder wiederaufbauen lassen, nach dem Bild, das es vor der Bombardierung bot, sondern eine gründliche Sanierung nach einem besonders sorgfäl-



Provisorium der Firma Jezler auf dem Herrenacker

tig ausgearbeiteten Überbauungsplan durchgeführt. Diese Sanierungsarbeiten sind noch im Gange, zeigen aber heute schon, dass sie nach ihrem Abschluss als gelungen betrachtet werden dürfen.

Ganz allgemein ist zu sagen, dass Schaffhausen, obwohl es im Verhältnis zu anderen, in kriegsführenden Ländern liegenden Städten nur wenig beschädigt worden ist, eine Wiederaufbauzeit von mehreren Jahren benötigt. Wir haben im Sommer 1944, d.h. genau genommen vierzehn Tage nach der Bombardierung, mit den Wiederaufbauarbeiten systematisch und energisch begonnen. Seither ist ununterbrochen gearbeitet worden und trotzdem sind heute noch nicht wiederaufgebaut, ich wiederhole, was ich oben bereits erwähnte, um eine Übersicht zu geben:

- *das Naturhistorische Museum der Stadt Schaffhausen,*
- *die Steigkirche,*
- *der Werkhof der kantonalen Verwaltung,*
- *Verwaltungs- und technisches Bureau der Firma Jezler & Cie.,*
- *Reiseartikelfabrik Gebr. Hablützel,*
- *ca. 30 durch die Bombardierung untergegangene Wohnungen.*

Zum Schluss noch eine Bemerkung über die Schadensvergütung: Die Bombardierungsschäden in der Stadt Schaffhausen sind auf rund 41 Millionen Franken geschätzt. Dazu kommen ca. 14 Millionen Franken für Bombardierungsschäden, die besonders im Februar 1945 in Neuhausen, in Stein am Rhein, in Thayngen und in andern Gemeinden unseres Kantons entstanden. Zusammen betragen die im Kanton Schaffhausen allein durch amerikanische Flieger verursachten Bombardierungsschäden 55 Millionen Franken.»

*Stadtarchiv Schaffhausen, CII 04.50/53.*

**Die «Zürcher Kulturspende».** *Die Idee, der heimgesuchten Stadt mit einer «Kulturspende» zu helfen, hatte ihren Ursprung in Bemühungen der Zürcher Kunsthistoriker-Vereinigung und der Neuen Zürcher Zeitung (Aufruf in der Ausgabe vom 6. April 1944). Da die amerikanische Regierung kurz nach der Bombardierung die Entschädigung aller ersetzbaren Schäden in Aussicht gestellt hatte, sollte die Zürcher Kulturspende eine von der rechtlichen Wiedergutmachung völlig unabhängige Freundesgabe sein.*

*Mit grosszügiger Unterstützung durch Kanton und Stadt Zürich kam ein Betrag von 154'000 Franken zusammen, welcher – im Einvernehmen zwischen Zürcher und Schaffhauser Behörden – zu zwei Dritteln dem Ankauf von Kunstwerken und zu einem Drittel der Erstellung einer Plastik dienen sollte. Der Stadtrat von Schaffhausen eröffnete unter sechs im Kanton Zürich wohnenden Bildhauern einen Wettbewerb. Die Jury empfahl schliesslich den Entwurf von Karl Geiser zur Ausführung.*

«In diesen Tagen waren in Schaffhausen [...] die Ergebnisse des Wettbewerbes für ein plastisches Werk zur Erinnerung an das Bombardement Schaffhausens am 1. April 1944 ausgestellt. Wie erinnerlich, ist ein Drittel der 150'000 Franken betragenden, von Privaten und Behörden zusammengebrachten Zürcher Kulturspende für ein speziell zu schaffendes modernes Kunstwerk bestimmt worden, das an öffentlichem Ort dem freundnachbarlichen Mitgefühl des Zürcher Volkes für die Stadt Schaffhausen Ausdruck geben soll. [...] Der von sechs eingeladenen Zürcher

Bildhauern bestrittene Wettbewerb ist vor einigen Wochen entschieden worden. Die Jury hat den [...] Entwurf von Karl Geiser zur Ausführung empfohlen.

Wer die sechs Wettbewerbsarbeiten in der Schaffhauser Ausstellung vergleichend hat betrachten können, wird diesem Entscheid seine Zustimmung nicht versagen. Geisers Entwurf hat künstlerische Qualitäten, die seine Spitzenstellung in diesem Wettbewerb durchaus rechtfertigen. Die dargestellte Gruppe von zwei durch ein schreckhaftes Ereignis überraschten, in divergierender Haltung gezeigten Arbeitern – der eine gestürzt, der andere aufgerichtet – wirkt bei aller Lebendigkeit plastisch geschlossen. Sie steht massstäblich in einem sehr guten Verhältnis zum Sockel und zu ihrer räumlichen Umgebung. In allen diesen Belangen hat Geisers starker Entwurf vor den übrigen fünf Wettbewerbsarbeiten Entscheidendes voraus.

Auf die Frage: Soll dieser Entwurf jetzt in Bronze ausgeführt und im Vorhof des Museums zu Allerheiligen aufgestellt werden?, erheben sich heute aber doch starke Bedenken. Wir betonen: heute, denn vor drei Jahren, unter dem ersten Eindruck des Bombardements von Schaffhausen, dachte wohl niemand daran, dass ein solches Denkmal schon wenige Jahre später – als deplaciert empfunden werden könnte. Deplaciert bestimmt im Bannkreis des Allerheiligenareals. Die Gruppe der beiden von einer Explosion betroffenen neuzeitlichen Arbeiter wirkt auf ihrem Sockel in dem alttümlichen baulichen Rahmen dieses Kloster-Museums entschieden als Fremdkörper. Als Totenmai ist sie hier ebenfalls fehl am Ort, denn die Bomben von 1944 haben im Museum zwar Brand gestiftet und unersetzliche Kunstwerke zerstört, aber keine Menschenleben vernichtet. Das ist leider an verschiedenen anderen Stellen geschehen. Die Stadt Schaffhausen hat den Todesopfern jenes verhängnisvollen Aprilvormittags aber bereits eine gemeinsame würdige Grab- und Gedenkstätte auf ihrem schönen Waldfriedhof geschaffen, die durch eine Figur des Zürcher Bildhauers Franz Fischer ihre künstlerische Krönung erhalten wird. Muss jetzt wirklich noch eine zweite Grossplastik an das Bombardement von 1944 erinnern, das ein tragischer Irrtum, aber keine absichtliche, bösertige kriegerische Handlung war?

Wenn ja, gebe man der, wir wiederholen es, künstlerisch wertvollen Gruppe Karl Geisers einen anderen Standort, in moderner

Umgebung, z.B. beim Bahnhof. Für den plastischen Schmuck vor dem Museum zu Allerheiligen aber diene die im Wettbewerb einzig von Bildhauer Otto Kappeler realisierte glücklose Idee als Richtlinie, dem Stadt- und Klostergründer Graf von Nellenburg ein Denkmal zu setzen.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 25. Juli 1947.*

*Schliesslich griff Karl Geiser selber in die Debatte um seinen preisgekrönten Entwurf ein. Er legte dar, warum es wichtig sei, an einem «Denkmal gegen den Krieg» festzuhalten, und warum die Plastik auch im «Bannkreis» des Allerheiligenareals ihre Berechtigung habe.*

«Der Verfasser gab [...] seiner Meinung Ausdruck, dass ein Denkmal für die Bombenopfer vom April 1944 «heute als deplaciert empfunden werden könnte», da diese bereits durch ein Kollektivgrab im Waldfriedhof geehrt seien, «deplaciert bestimmt im Bannkreis des Allerheiligenareals», wo meine «neuzeitlichen» Arbeiterfiguren als «Fremdkörper» wirken müssten. Er schlägt vor, das von Privaten und Behörden unter dem Eindruck des Bombardements von Schaffhausen gesammelte Geld dazu zu verwenden, im Hofe des Klosters Allerheiligen dem Stadt- und Klostergründer Graf von Nellenburg ein Denkmal zu setzen. Mein erstprämierter Entwurf, fügt der Verfasser hinzu, könnte dann eventuell an einem geeigneten Ort, «zum Beispiel am Bahnhof», aufgestellt werden.

Dazu habe ich Folgendes zu sagen: Als ich die Einladung annahm, einen Denkmalentwurf zu machen, «Zur Erinnerung an das tragische Ereignis vom 1. April 1944», habe ich mich zuerst selber gefragt, warum dieses Denkmal ausgerechnet im historischen Rahmen des Allerheiligenmuseums seine Aufstellung finden solle. Je mehr ich aber in Schaffhausen herumgegangen bin und je länger ich mir die Sache durch den Kopf gehen liess, desto mehr bin ich zur Ansicht gelangt, dass die Platzwahl des Denkmalkomitees die einzig richtige sei. Das Museum zu Allerheiligen ist nicht bloss ein Kunstmuseum, sondern ein Aufbewahrungsort für historische Erinnerungen. Die Bombardierung von Schaffhausen aber ist ein historisches Faktum, das man weder ignorieren noch bagatellisieren kann. Es geht nicht darum, ob die Bombardierung irrtümlich oder nicht geschehen ist, ob sie durch Deut-



Karl Geisers nie realisierter  
Entwurf zu einem Denkmal  
gegen den Krieg



sche oder Russen, durch Engländer oder Amerikaner verursacht wurde. Es geht einfach darum, einer historischen Katastrophe, die als Folge des Zweiten Weltkrieges über Schaffhausen hereingebrochen ist, und die viele Menschenleben vernichtet und grossen Sachschaden verursacht hat, ein Erinnerungsmai zu setzen.

Der hierfür vorgesehene Platz und Sockel im Hof von Allerheiligen hat den Vorteil, dass die Plastik weder zu auffällig noch zu versteckt in würdige architektonische Umgebung zu stehen kommt. Eine Aufstellung des Denkmals z.B. beim Bahnhof, wie vorgeschlagen wird, kommt schon aus verkehrstechnischen Gründen nicht in Frage, ganz abgesehen davon, dass es eine künstlerische Unmöglichkeit ist, eine für einen bestimmten Ort und auf einen vorhandenen Sockel komponierte Plastik einfach beliebig zu versetzen. Die im Wettbewerbsprogramm gemachte Anregung, es könne «auch auf den Gründer des Klosters Bezug genommen werden», schien mir mit der geforderten Inschrift «Zur Erinnerung an das tragische Ereignis vom 1. April 1944» völlig unvereinbar. Ich begrüsst es dagegen sehr, dass hier dem Künstler einmal ein aktuelles Thema gestellt wurde, das brennendste Thema unserer Zeit überhaupt: Krieg oder Frieden, Zerstörung oder Aufbau, Gewalt oder friedliche Arbeit. Es war für mich von besonderem Reiz, meine plastische Behandlung dieses Themas unter den Schutz «aller Heiligen» zu stellen. Auch hat mich ganz besonders noch der Geist jener alten Künstler, deren Arbeiten mit Recht den Stolz dieses Hauses bilden, davon überzeugt, dass meine Arbeiterfiguren (ein Maler und ein Bildhauer) im Hof des Museums bestimmt nicht deplaciert sein würden. Gerade die Schaffhauser Brunnenbildhauer und der wirklichkeitsfreudige Maler Tobias Stimmer bestätigen mir die alte Wahrheit, dass die fruchtbarste Quelle aller Kunst die lebendige Gegenwart ist, und bestärken mich in meiner Absicht, die Sinnbilder meines «Denkmals gegen den Krieg» nicht aus irgendwelchen leeren Allegorien oder historischen Reminiszenzen zu schöpfen, sondern aus der heutigen Wirklichkeit.

Der Verfasser ist der Meinung, dass meine Figurengruppe nicht in den Rahmen des Klosters Allerheiligen passt, weil sie «neuzzeitliche» Arbeiter darstellt, dass dagegen der Ritter von O. Kappeler besser in den «altertümlichen baulichen Rahmen» sich einfügen würde. Diese Ansicht scheint mir nicht richtig. Ob eine Pla-

stik in einen architektonischen Rahmen passt oder nicht, ist nicht eine Frage des Kostüms, sondern der Proportionen und der plastischen Volumen. Dass meine Arbeit in dieser Beziehung befriedigt, wird allgemein anerkannt. Dagegen könnte man gerade am neuen Teil des Museums Allerheiligen auf Dinge hinweisen, die den Bau empfindlich stören, obwohl sie sich nur allzusehr der Anpassung an den historischen Rahmen befleissen.

Zum Punkt «neuzeitlicher Arbeiter»: der Arbeiter ist ein ewiger Begriff und eine weniger zeitbedingte Figur als ein Ritter. Auch das Kloster Allerheiligen wurde von Arbeiterhänden erbaut, es ist heute nicht bloss ein Ort für Historiker, sondern eine Bildungsstätte für das Volk. Meine Arbeiter sind Sinnbilder des arbeitenden, schöpferischen Menschen, Sinnbilder für alle jene, die lieber aufbauen als zerstören, lieber leben als den Heldentod sterben möchten, die aber als wehrlose Opfer dem immer raffinierter werdenden Mechanismus der modernen Kriegsmaschinerie ausgeliefert sind. Ihnen an diesem Platz ein Denkmal zu setzen, halte ich für wichtiger und nützlicher, als den feudalen Kriegsherren, den Grafen von Nellenburg, zu verewigen.»

*Neue Zürcher Zeitung vom 13. August 1947.*

*Karl Geiser ging daran, den Entwurf umzusetzen. Es verstrichen Jahre, in denen er seine ursprüngliche Idee mehrmals abwandelte, ohne dass eine engültige Fassung entstanden wäre. Bereits versprochene Arbeiten und neue Aufträge häuften sich und belasteten den Künstler.*

*Während Jahren übten sich die Initianten der Kulturspende und die Stadtbehörden in Geduld und hoffen – vergeblich – auf eine baldige Vollendung. Als Geiser am 5. April 1957 starb, hinterliess er auch zwei überlebensgrosse «David»-Statuen, die eine als nackte, die andere als bekleidete Figur. Es wurde beschlossen, die erst in Gips ausgeführten Statuen in Bronze giessen und anstatt der unvollendet gebliebenen Plastik aufstellen zu lassen.*

«Seit Freitagnachmittag steht [...] neben dem Nordportal der Münsterkirche eine verhüllte Gestalt, die am gestrigen Sonntag nicht wenige Blicke der Kirchgänger auf sich zog. Es handelt sich dabei um eine bekleidete Gestalt des «David» des verstorbenen

Bildhauers Karl Geiser, dessen früher Tod die Ausführung des Denkmals für die Bombardierungsoffer beim Münster verhinderte, für das die Zürcher Kulturspende seinerzeit einen Wettbewerb veranstaltet hatte und dessen Gewinner eben Karl Geiser war. Ein unbekleideter «David» von Karl Geiser wird gleichzeitig mit dem vor dem Portal stehenden bekleideten «David» [...] am 4. Juli im Kräutergärtchen des Museums enthüllt werden. Die beiden Denkmäler sind Geschenke aus den Mitteln der Zürcher Kulturspende, die Schaffhausen aus dem Nachlass Geisers übermittelt wurden. Die beiden Bronzeabgüsse wurden nach Gipsmodellen des verstorbenen Künstlers hergestellt.»

*Arbeiter-Zeitung vom 15. Juni 1959.*

### **Spielzeug-Aktion der Schaffhauser Künstler.**

*Nach der Bombardierung veranstalteten Schaffhauser Künstler eine Ausstellung mit dem Zweck, die Einnahmen zur Linderung der Not bombengeschädigter Kinder zu verwenden. Für die Künstler teilte Werner Schaad dem städtischen Fürsorgereferenten in einem Schreiben vom 25. Juni 1944 mit, dass das zusammengekommene Geld eingesetzt werden solle, Spielzeug und Kinderbücher an bedürftige Kinder zu verteilen.*

«Wie Ihnen sicher bekannt ist, haben die Schaffhauser Künstler im Monat April eine Ausstellung zugunsten der Bombengeschädigten von Schaffhausen veranstaltet. Das Ergebnis aus Verkauf und Eintritt beträgt nach Abzug der Unkosten 1'858 Franken [...].

Die Künstler wünschen diese Summe einem ganz bestimmten Zwecke zuzuführen. Trotzdem gewiss die entstandenen Schäden nach allen Gesichtspunkten abgeschätzt und auf das Konto der Wiedergutmachung eingetragen worden sind, glauben wir doch eine Lücke auszufüllen mit der Bestimmung, dass dieser Betrag zur Wiederanschaffung von Spielzeug und Kinderbüchern für bedürftige Kinder verwendet werden soll. Wir glauben daher, dass dieses Geld, beziehungsweise das dafür angeschaffte Spielzeug, nach Ihrer Disposition in richtiger Weise verteilt wird.»

*Stadtarchiv Schaffhausen, CII 04.50/26.*

Bendel, Max, Zerstörter Schaffhauser Kunstbesitz aus dem Museum zu Allerheiligen, Zürich 1944.

Blatter, Silvio, Das blaue Haus, Roman, Frankfurt a. M. 1990, 156ff.

Blum, Ruth, Der Gottesstrauch, Roman, Frauenfeld 1953, 284-293.

dies., Die grauen Steine, Roman, Schaffhausen 1971, 405-410.

Bringolf, Walther, Mein Leben, Weg und Umweg eines Schweizer Sozialdemokraten, Bern 1965, 339-350.

Die Bombardierung der Stadt Schaffhausen am 1. April 1944, Dokumentarische Darstellung, hrsg. vom Stadtrat Schaffhausen, Schaffhausen 1945.

Die Bombardierung von Schaffhausen, Schaffhauser Mappe 1/1984.

Erb, Hermann, Die Fürsorgemassnahmen der Stadt Schaffhausen für die Obdachlosen nach der Bombardierung am 1. April 1944, in: Der Armenpfleger, Jg. 41/10, Zürich 1944.

Ganzoni, Nuot, Die Bombardierung von Schaffhausen im Zweiten Weltkrieg, in: Zeitschrift für Unfallchirurgie, Versicherungsmedizin und Berufskrankheiten, Bd. 78/1, 1985.

Fischer, Marcel, Die Zürcher Kulturspende für Schaffhausen, in: Guyan, Walter Ulrich (Hrsg.), Im Dienst einer Stadt, Festschrift für Walther Bringolf, Schaffhausen 1960, 119-141.

Helmreich, Jonathan E., The Diplomacy of Apology, U.S. Bombings of Switzerland during World War II, in: Air University Review, May-June 1977, 20ff.

Harder, Hans, Die Restaurierung der Jünteler Votivtafel und anderer am 1. April 1944 zerstörter Gemälde, in: Museumsverein Schaffhausen (Hrsg.), Jahresbericht 1950, 7-13.

Hirrlinger, Karl, Die Bombardierung von Stein am Rhein am 22. Februar 1945, Stein am Rhein 1982 (Heimatblätter von Stein am Rhein, 6. Jahrgang).

Karl Geiser, 1898-1957, Plastiken, Zeichnungen, Radierungen, Photographien, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Zürcher Kunsthaus, Zürich 1988, 179-189.

McBride, Charles C., Mission Failure and Survival, Yuma Manhattan 1989, 97-121.

Schalch, Emil, Die Bombardierung von Schaffhausen in städtebaulicher Betrachtung, in: Schaffhauser Schreibmappe 1945, 8-14.

Schoch, Brigitte, Reiher am Himmel, Flüchtlinge im Tal, Jugendjahre an der Schaffhauser Grenze, Schaffhausen 1981, 202-207.

Vogelsanger, Peter, Mit Leib und Seele, Erlebnisse und Einsichten eines Pfarrers, Zürich 1977, 196-200.

Walter, Armin, Die Bombardierung Schaffhausens, Dokumente und Tatsachen, Schaffhausen 1944.

#### Bildnachweis

ATP Bilderdienst Zürich:  
Seite 36.

Baumann, Rolf, Schaffhausen:  
Seiten 21, 31, 39, 45, 51.

Fotodienst der Stadtpolizei Schaffhausen:  
Seiten: 56/57, 60 (*unten*), 61 (*oben*), 62 (*oben und unten*), 66/67, 69 (*oben*), 70, 72, 73 (*oben*), 73 (*unten*), 99, 107, 159, 160.

Museum zu Allerheiligen Schaffhausen:  
Seite 53.

Schweizer Illustrierte Zeitung, Sondernummer vom 5. April 1944:  
Seite 24.

Stadtarchiv Schaffhausen:  
Seiten 58/59, 60 (*oben*), 61 (*wnrenj*), 62 (*oben und unten*), 64, 65, 68, 69 (*unten*), 71, 73 (*oben*), 80/81, 89, 97, 110, 114, 131, 134.

Wessendorf, Rolf, Schaffhausen:  
Seite 164.